

Die Gartenlaube



Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2 1/2 Bogen. — In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig oder Halbheften à 30 Pfennig.

Grudhens Heirath.

Von W. Heimburg.
(Fortsetzung.)

Kaschdruck verboten.

Die junge Frau ging fast bestürzt aus dem Zimmer ihrer Schwester, sie fand kein Wort dieser Zuversicht Grudhens gegenüber. Sie hatten sich nie verstanden, die Schwestern. Jenny begriff auch jetzt noch nicht, wie man so lebensunklug und verblendet sein konnte, und dennoch war sie wie vor etwas Reinem, Erhabenem zusammengeschauert, als die klaren Mädchenaugen sie anblickten, die noch Ideale sehen konnten, trotz der Prosa und des Saues des Lebens. Sie setzte sich wieder an das Sofa. „Wamachen,“ flüsterete sie nach einer Pause, während welcher sie nachdenklich ihren kleinen Pantoffel auf der Fußspitze hatte tanzen lassen. „Wamachen, ach Gott! ich glaube, es hilft Dir nichts — willst Du ein bißchen eau de Cologne? — die Gertrud ist so sonatich in ihn verliebt; weißt Du, Du wirst „Ja!“ sagen müssen; die Enttäuschung bleibt frolich nicht aus.“

Grudhen war mitten im Zimmer stehen geblieben, sie sah der Schwester nach. Sie hatte Mitleid mit ihr. Es mußte doch schrecklich sein, wenn man nicht mehr an Liebe und Uneigennützigkeit zu glauben vermochte; und sie sah Franz Linden, seine ehrlichen Augen, so klar wie das reine Gewissen selbst. Kann man so aussehen mit einem Nebengedanken, kann man so sprechen mit einer Lüge im Herzen? Sie hätte auflachen mögen vor selbiger Schwärze; und wenn sie die Klugheit, die Bettelarmste wäre, er liebte sie doch!

Am Nachmittage fand große Konferenz statt; um zwölf Uhr Demittags war plötzlich der Befehl vom Sofa erlassen worden, daß man den Salon stärker heize, das Weisner Kaffeeservice

aus dem Schrank nehme und beim Konditor einige Schüsseln bestellen solle. Frau Ottilie wollte Familienrath halten.

Der Duft von Sophiens berühmtem Kaffee zog bis in Grudhens einsames Zimmer; sie hörte die Thüren gehen und dann und wann die Stimme der Tante Stadträtin und Onkel Heinrich's behagliches Lachen. Der Tag nahte seinem Ende, und man schien drüben noch immer nicht zu einem Entschlusse gekommen, nur Grudhen saß ruhig im Erler und wartete. Er würde auch ruhig sein, das wußte sie; er hatte ja ihr Wort!

Endlich Schritte — das mußte der Onkel sein. „Na, Jungfer Gertrud!“ rief er in das dämmerige Zimmer, „Er kam, er sah, er siegte? Schöne Streiche das! Deine Mutter ist höllisch suchsig auf den federn Eindringling; er wird alle seine Lebenswürdigkeit nöthig haben, um ihre schwiegermütterliche Gunst zu erringen. Na, da komm herüber, Du Treckschloß, und bedanke Dich bei mir, daß sie nachgegeben.“

„Ach wußte es, Onkel,“ sagte sie freundlich, „Du läßt mich nicht im Stich.“

Er war ein kleiner alter Herr mit einem gemüthlichen runden Bäuchlein, das er sich so allmählich bei seinen splendiden Junggefellendiners angefüllt hatte; immer vergnügt, besonders nach einem guten Glase Wein. Und da er wußte, welche angenehme Wirkung ein solches auf ihn ausübte, so veräumte er zum Wohle der Menschheit nie, dieses Mittel zu gebrauchen, das ihn lebenswürdig und lustig machte. Lachend nahm er jetzt das große, schlante Mädchen an die Hand, als sei sie noch ein Kind, und führte sie nach der Thür.



Suppenaffektion. Nach dem Delgemälde von C. von Bergen.

„Leben und leben lassen, Trudchen!“ rief er; „es ist das vuer Egoismus von mir, daß ich solchen Dampf dahinter mache. Brauchst nicht zu danken, war nur Scherz. Siehst Du, alles kann ich vertragen, nur keine Scenen, keine Weiberheulereien, und das versteht Deine Mutter aus dem H. So was fällt mir immer auf den Magen, weißt Du. Mach doch keinen Summ, Tillie, habe ich ihr gesagt, warum soll sich die Kleine den hübschen Jungen nicht heirathen? Ihr Baumhagen'schen Mädels hab't's ja, könnt Euch einen Schatz nehmen, ledig'ich weil er Euch gefällt. O la la! Hier bringe ich das Fräulein Braut!“ rief er in das erleuchtete Gemach und ließ das Mädchen vorantreten.

Sie ging mit ihrem leichten Schritt und ernster Miene zu der Mutter hinüber, die in der Sofa-Ecke lag, als sei sie gänzlich mitgenommen von der wichtigen Debatte; ihr zur Seite thronte die magere Tante Stadträtin im schwarzseidnen Kleid, das Mondenhäubchen auf dem braunen falschen Scheitel, im vollen Bewußtsein ihrer Würde; neben ihr Jenny; Arthur stand am Ofen. Die Damen hatten Kaffee getrunken, die Herren Wein, und der blaüliche Rauch seiner Cigarren hing unter dem vergoldeten Stud der Decke. Die weißfarbenen Gardinen waren zugezogen; es sah sich Alles so höchst gemüthlich an.

„Ich danke Dir, Mama!“ sagte Trudchen.

Frau Baumhagen nickte leise und berührte den Mund der Tochter mit ihren Lippen. „Möge Dich dieser Schritt nie gereuen,“ sprach sie matt, „ich gebe nicht ohne schwere Besorgniß meine Einwilligung, und nur in Betracht Deines unbeugbaren — ja, ich muß es in dieser Stunde sagen — leidenschaftlichen Charakters willige ich ein — und des häuslichen Friedens wegen.“

Um Trudchens Mund flog ein bitteres Lächeln. „Ich danke Dir, Mama,“ wiederholte sie.

„Meine liebe Gertrud,“ begann die Frau Stadträtin feierlich, „nimm denn auch von mir —“

„Ach was!“ unterbrach Onkel Heinrich die alte Dame sehr ungalant, „nun habt Erbarmen, zunächst mit mir, aber dann mit dem schmachtenden Jüngling in Riendorf, und schickt ihm Antwort. Es ist schon vorgekommen, daß ein derartiges Worten arges Unheil angerichtet hat; schauderhafte Geschichten sind dadurch schon passiert, sage ich Euch. Sehen wir einmal ein Telegramm an,“ fuhr er fort und zog ein Notizbuch aus der Tasche, riß ein Blatt heraus und bogte sich von seinem lieben Neffen Arthur eine Pfeife.

„Na, was denn nun, Trudchen?“ fragte er, zum Schreiben bereit. „Komm in meine Arme! oder Dein auf ewig!“ oder „Sprechen Sie mit meiner Mutter!“ oder — ha ha, ich hab's. Meine Mutter läßt sich sprechen, komme morgen und hole Dir ihr Ja! Trudchen Baumhagen. Und hole Dir ihr Ja,“ buchstabirte er beim Schreiben.

„Ich danke, Onkel,“ sagte das Mädchen, „ich will es aber lieber selbst besorgen in meinem Zimmer; sein Kutscher ist noch drüben im Deutschen Hause und wartet.“

Sie hörte noch das herzliche Lachen des alten Herrn über den armen Kerk, der habe schmachten müssen von Morgens elf Uhr bis jetzt, dann schloß sich die Zimmerthür hinter ihr. Mit bebender Hand zündete sie Licht an und schrieb: „Mama hat eingewilligt, morgen Mittag erwarte ich Sie.“ Sie strich das „Sie“ wieder aus und schrieb nach kurzem Zögern ein energisches großes „Dich“ dafür, und „Deine Gertrud“.

Die alte Sophie, die schon im Baumhagen'schen Hause gedient hatte, ehe der Herr heirathete, empfing das Billet. „Den Brief trage ich selbst hinüber, Fräulein Trudchen,“ sagte sie, „und wenn's noch schlechter Wetter wär' und wenn ich auch mein Reißen davon kriegte. Da halte ich nun zweier Menschen Schicksal in der Hand, so ein kleines Stückchen Papier; mög's Glück mit mir gehen, das walle Gott, Fräulein!“

Trudchen drückte ihr die Hand und trat dann in den Eker und spähte durch die Scheiben, wie Sophie über den Markt schritt; ihre weiße Schürze flatterte jetzt unter dem Gasfandelaber neben der Höferfrau und nun unter der Hauslaterne des Hôtels. Wenn doch der Alte fahren wollte, so rasch die Pferde laufen können! Jetzt dünkte sie jede Minute zu lang, die er warten sollte.

Da flatterte wieder die weiße Schürze unter der Laterne, aber es ist Niemand vor ihr. Trudchen legte plötzlich beide Hände auf das heckelnde Herz. „Franz!“ stammelte sie, und ihre Glieder verzagten fast den Dienst, als sie sich wenden wollte. Er selbst hatte gewartet auf Antwort!

„Das ist er, das ist er, mein Bräutigam!“ kisterten die zitternden Lippen; die ganze selige weichwolle Bedeutung des Wortes übersehauerte sie. Und leise öffnete Sophie die Thür, und er trat über die Schwelle der zierlichen Mädchensstube; und ebenso leise schloß sie die Thür wieder hinter ihm. Das alte treue Mädchen hatte nur noch gesehen, wie ihr stolzes Fräulein sich so fest in seine Arme schmiegte und stumm und heiß sich küssen ließ. „O, aber so etwas,“ sagte sie lächelnd, „ja, die Liebe, die Liebe!“

Dann lenkte sie die Schritte nach dem Saal, aber vor der Thür wandte sie sich kopfschüttelnd wieder um; sie würden Alle gleich hinüber laufen, und diese seligen Minuten wollte sie dem Trudchen nicht verkürzen; in einer Viertelstunde war's noch Zeit genug, daß er zur „Madam“ in den Saal ging. Und sie machte sich irgend etwas auf dem Korridor zu schaffen, um rechtzeitig bei der Hand zu sein, wenn die Beiden über Alles, was sie sich zu sagen haben, die Mama vergessen sollten.

Nach Mitternacht erst fuhr Linden heim; der joviale Onkel hatte noch in aller Eile eine kleine Verlobungsfeier zu Hause gebracht, bei der er eine längere Rede hielt. Nachdem hatte Frau Jenny sich am lustigsten gezeigt und sogar schelmisch mit dem Herrn Schwager in spe angetoßen. Frau Baumhagen aber war nach einer halbständigen Unterredung unter vier Augen mit dem jungen Manne, ernst und schweigend geblieben und spielte die besorgte Mutter bis zu Ende; sie nippte kaum am Champagnerkeld, als das Wohl des Brautpaares getrunken wurde.

Franz Linden hatte ihre Kälte durchaus nicht als Beleidigung aufgefaßt; sie kannte ihn so wenig, und er war da wie ein hungriger Wolf eingebrungen, um ihr Lämmlein zu rauben. Es mußte eigentlich schrecklich sein, eine Tochter herzugeben, meinte er, nicht dazu eine wie Trudchen, sein Trudchen. Er war weich gestimmt bis zur Nührung; er dachte an seine alte Mutter, er dachte daran, wie er noch vor wenig Wochen so düster in die Zukunft gesehen, und wie sie nun so sonnig vor ihm lag; und diese liebenden Strahlen gingen aus von einem Paar blauer Augen in einem lieben blassen Mädchengesicht. Er wußte selbst nicht, wie schnell es gekommen, daß er ihr von seiner Liebe gesprochen. Er sah noch das erhellte purpurrothe Gemach gestern Abend und den halbämmrigen Erkerraum; dort stand sie in dem wunderbaren Lichte, das Mondesstrahl und Kerzenschein gemeinsam schufen. In Nebenzimmer brannte der Weihnachtsbaum, und das Sprechen und Lachen der Gesellschaft klang herüber; sie hatte sich umgewandt, als er zu ihr getreten, und auf ihren Wangen hatte er Thränen bemerkt. Aber sie lächelte doch, als sie seine Bestürzung gewahrte. „Ach, es ist, weil mich Weihnacht immer an Papa erinnert; gehen war er sieben Jahr todt.“

Ein Wort war zum andern gekommen, und endlich fanden sich ihre Hände fest in einander geschlungen. — „Dankmal, in der Kirche, hätte ich sie am liebsten gleich festgehalten, die kleine Hand. Wären Sie böse gewesen, Gertrud?“ Und sie hatte den Kopf geschüttelt und ihn unter Thränen lächelnd angesehen, vertrauensvoll und lieb, das schöne stolze Gesicht — seine Braut, bald sein Weib! —

Er fuhr empor aus den Träumen. Der Wagen hielt auf dem Hofe vor der Treppe, dunkel lag das Haus da; nur hinter Tante Rosa's Fenstern brannte noch Licht. Er ging wie im Rausche die Stufen hinan und trat in den Gartenjaal; er sah sich um, als wäre er zum ersten Male in dem einsamen Zimmer, so fremd, so verändert kam es ihm vor, so leer und kalt. Und er dachte an die Zeit, wo er hier erwartet würde; es ließ sich nicht ausdenken, dieses Glück!

Da drückte sich leise die Thür hinter ihm auf, und als er sich umwandte, erblickte er, schier spukhaft anzusehen, Tante Rosa. „Ich habe auf Sie gewartet, lieber Neffe,“ schallte ihm ihre hohe Stimme freudig entgegen, „ich habe den Brief gefunden, den Brief; Gott Lob, daß er da ist! Er liegt oben in Ihrem Zimmer. Mir ist eine Last von der Seele gewonnen, lieber Franz.“ Sie nickte ihm unter der ungeheuren Nachthaube freundlich zu. „Und lange ausgeblieben; ich bin müde und nun will ich schlafen. Gute Nacht! Gute Nacht!“

Und sie ging mit leisen Schritten, wie eine geistige Frau der Saalthür zu.

„Tantchen!“ schallte da seine Stimme hinter ihr drein, so laut und fröhlich, daß sie sich fast betroffen umwandte. Aber so

war er schon bei ihr und hatte sie mit beiden Armen umfaßt, und ehe sie sich's verjah, küßte die ehrbare alte Jungfer einen schallenden Kuß auf ihrer Wange.

„Daß sich Gott erbarme, Linden, sind Sie nicht bei Troste!“ rief sie.

„Herzenstänchen, ich kann es nicht für mich behalten, ich erlöse daran. So seien Sie doch nicht böse! Wenn ich meine Mutter hier hätte, ich küßte die alte Frau tod't vor Seligkeit. So gratulieren Sie mir doch, Trüdchen Baumhagen ist meine Braut!“

Tante Kosa's halb ärgerliches halb erschrockenes Gesicht ward bleich. „Ist's möglich?“ fragte sie leise; „und die will hier herein heirathen in unser altes Haus? Und die Familie hat's zugegeben?“

„Eine Baumhagen — ja! Und sie will hier ins Haus heirathen und die Familie hat's zugegeben, Tante Kosa.“

„Gottes Segen! Gottes reichster Segen!“ flüsterete sie, aber sie schüttelte das Haupt und sah ihn ungläubig an. „Schlafen kann ich nun nicht diese Nacht,“ fuhr sie fort, „ich freue mich sehr, ich freue mich von Herzen, aber Sie konnten mir's morgen früh sagen. Nun ist's geschehen. Gute Nacht, Linden; ich freue mich, dem Hause thut die Frau wohl noth. Gott gebe, daß eine rechte Hausfrau einzieht!“ Und sie drückte ihm die Hand und ging.

Haus er ging in sein Zimmer. Auf dem runden Sofatisch brante die Lampe, und dort lag ein Schreiben. Ach richtig, der verloren gewesene Brief! Er ergriff ihn in halber Zerstreuung; es war Wolff's Hand. Er legte das Schreiben wieder hin, was konnte der wollen? Irgend etwas Geschäftliches. Sollte er sich die seltsame Stunde verderben mit einer unangenehmen, vielleicht einer Sorgen-Nachricht? Mochte der Brief doch warten bis —

Aber schon hatte er ihn wieder zur Hand genommen und öffnete das Couvert.

Ein langes Schreiben fiel ihm entgegen, und beim Lesen sah er die Lippen auf einander. „Erbärmlicher Kerl,“ sagte er endlich laut, „gut daß der Brief nicht früher in meine Hände kam; es wäre nicht so, wie es jetzt ist.“ Und als er ihn vor der Bezeichnung des Papiers, warf er es mit spitzen Fingern in den nächsten Kasten seines Schreibtisches. „Schmutzige Seelen, die mit dem Heiligsten Schacher treiben!“

Noch lange sah er still in tiefen Gedanken, und zwischen seinen Brauen stand eine düstere Falte. Dann schrieb er einen langen Brief an seinen Freund, den Kreisrichter, und mähslich eckelten sich seine Blicke wieder; er erzählte darin von Trüdchen.

„Guten Tag, Onkel Heinrich!“ sagte Trüdchen, die im Erker an Kästchenschen saß, und sie erhob sich und ging auf den kleinen trepplentenen Herrn zu, der eben bei ihr eintrat.

„Es ist ja ein wahres Glück, daß wenigstens Eine von Euch zu Hause ist,“ erwiderte er und blickte nach einem kräftigen Schütteln von Trüdchens Händen seine Brille mit dem rothen Schampfische. „Ob wohl von dem Weiberzeug einmal Jemand daheim bleiben kann außer Dir! Frau Jenny macht Besuche, Frau Ottilie sind im Kaffe — man sieht's, hier fehlt eine hässige Faust, die den Bügel hält.“

Trüdchen lächelte. „Onkel, schilt nicht und setze Dich,“ bat sie. „Mir kommt Du sehr recht, ich hatte schon ein kleines Büllet an Dich geschrieben, darin ich Dich um eine Unterredung bitten wollte. Ich brauche Deinen Rath.“

„O! Aber nicht gleich, Kind, nicht gleich! Ich komme eben vom Tische,“ wehete er ab, „und n'chts ist da gefährlicher, als angelegentliches Denken. O, la la! So ist's bequem! Nun erzähle mir etwas Angenehmes, Kind, von Deinem Schatz; zum Beispiel — wieviel Küsse hat's gestern gegeben? Ehrlich — Trüdchen!“ Er hatte sich behaglich in einen Lehnsstuhl gestreckt, und die junge Nichte schob ihm ein Bänkchen unter die Füße und legte ihm eine Decke über die Kniee.

„Gar keine, Onkel,“ sagte sie ernsthaft, „danach fragt man nicht, weißt Du. Ich sehe Franz überhaupt selten.“ Sie stockte. „Mama geht so viel aus, und ich kann ihn doch nicht empfangen, wenn sie nicht daheim. Ach, Onkel, das ist's ja, deshalb wollte ich mit Dir sprechen. Mama — sie stockte wieder — „Mama ängstigt mich mit allerhand Andeutungen über Linden's pekuniäre Lage; Du weißt, Onkel —“

„Und sie versteht das aus dem Grunde, meinst Du?“ fragte der alte Herr. „Nun natürlich, o, la la!“

„Ja, Onkel. Siehst Du, vorgestern fuhr Mama spazieren mit Jenny, und als sie zurückkehrte, rief sie mich in ihr Zimmer, und schon beim Eintreten merkte ich, daß irgend Etwas vorgegangen sei. Dente Dir, Onkel, sie war in Niendorf gewesen, um, wie Mama sich ausdrückte, den Ort zu sehen, wo ihre Tochter sich zu begraben gedächte. Es wäre ja empörend, sagte sie, eine junge Frau in dieses Bauerhaus führen zu wollen, es sei mehr als bescheiden, sie habe sich gefühlt wie auf einer Pachtung dritten Ranges. Linden habe in einem Zimmer geessen — sie konnte die Decke mit der Hand erreichen, so niedrig, und Alles schief und banfällig. Kurz und gut, ich dürfe da nicht hinein, und wenn ich auf meiner Caprice bestände, Herrn Linden's Frau zu werden, so müsse sie erst bauen, denn er — er — nun, er habe es ja allerdings nicht dazu, und es sei auch viel bequemer, sich von der Schwiegermutter ein warmes Nest zurecht machen zu lassen. Jenny, die bei dieser Scene zugegen war, stimmte voll mit ein. — Ach Gott, Onkel, er thut mir so leid, und Alles meinethwegen.“

„Hat denn Deine Mama mit ihm wegen des Baues gesprochen?“ fragte Onkel Heinrich.

Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„Ich weiß es nicht — ich bin hinaus gegangen ohne zu antworten. Wenn ich es gethan — so — wir kämpfen mit ungleichen Waffen, oder vielmehr, ich darf meine Waffen nicht gebrauchen, sie ist doch meine Mutter.“

Die Augen des Onkels sahen sie mit unverkennbarem Mitleide an; sie war so blaß und um den hübschen Mund lag ein müder Zug. „Du armes Ding; ja, ja, den Brautstand machen sie Dir nicht gerade zum Paradiese,“ dachte er; aber er räusperte sich nur und schwieg.

„Und was kann ich dabei thun?“ fragte er nach einer Pause.

„Das sollst Du gleich hören,“ sprach Trüdchen. „Sieh, ich muß Dich schon quälen; mit Arthur stehe ich mich keineswegs so, daß er mir hier rathen könnte. Ich möchte Dich bitten, Onkel, mit Franz zu sprechen; ich will wissen, wie groß seine pekuniären Sorgen sind, und —“

„Ei, Kind, laß den Lufsim!“ unterbrach sie, augenscheinlich peinlich berührt, der alte Herr. „Wozu mich denn da hinein bringen? Pekuniäre Sorgen! Was willst Du dagegen thun? Vorläufig geht Dich das gar nichts an — wirft es früh genug erfahren.“

„Du meinst, weil wir noch nicht Mann und Frau sind?“ fragte sie.

„Na, versteht sich!“ nickte er.

„O, das ist ja ganz gleichgültig, Onkel,“ sprach sie lebhaft. „Von dem Momente an, wo wir uns verlobt haben, betrachte ich mich als zu ihm gehörig, und was Mein ist, als das Seine. Warum soll ich ihn denn, da ich bereits frei über einen Theil meines Vermögens verfüge, nicht aus einer vielleicht sehr unangenehmen Lage reißen?“

„Aber, liebes Kind —“

„Laß mich aussprechen, Onkel; Du weißt, ich habe zehntausend Thaler von Großmama voraus, über die kein Mensch als ich bestimmen darf, und diese zehntausend Thaler sollst Du Linden auszahlen. — Ich glaube, er muß nothwendig bauen, es mag an Diesem und Jenem fehlen draußen, es ängstigt und quält ihn — thue mir die Liebe, Onkel; sieh, ich kann mit ihm über dergleichen nicht reden.“

„Ich werde mich hüten, Jungfer Trüdchen!“

„Warum?“

„Weil er es am Ende nehmen würde — oder, er kommt mir vielleicht grob. Danke ergeben!“

„Er soll es auch nehmen, Onkel!“

Er schwieg. „Wann wollt Ihr denn heirathen, Kind?“ fragte er endlich.

In Trüdchens Gesicht stieg wieder die rosige Gluth. „Mama hat sich noch nicht darüber ausgesprochen, Onkel; Franz hofft im April, und — eben mein Empfang soll ihm doch keine Sorgen machen.“

„Schön! Schön! So lange kann er ja warten,“ meinte der alte Herr.

Sie sah ihn enttäuscht an, aber sie antwortete nicht.

„Ich will Dir doch nichts zu Leide thun, Kleine,“ fuhr er fort, den traurigen Blick wohl vernehmend, „ich will nur korrekt

in Geschäftsjachen handeln. Schau, wenn Du auf Dein Vorhaben verfaßt bist, so verbaßelt und verbaut und verzugt Ihr ein schönes Kapital — um Euch das Rest so recht behaglich einzurichten. Amantes amentes — das heißt in unser geliebtes Deutsch übertragen: Verliebt — verdreht. Und wenn Gott den Schaden befehlt, bist Du in Deinem eigenen Fette gebadet worden — ha, ha!

Trüdchen veränderte keine Miene, es lag ein tiefschmerzlicher Zug um den Mund. Auch er sprach so! Wie oft hörte sie Derartiges jetzt! Selbst an dem einzigen Geschenk, das Linden ihr gemacht, hatte man ihr durch eine ähnliche verletzende Redensart die Freude verdorben.

„Ei, sieh doch nicht so trostlos aus, Kleine,“ gähnte der alte Herr, „was habe ich denn gesagt? Wir Männer, glaube mir, sind alle mit einander Egoisten; — warum willst Du denn Deinen Zukünftigen noch darin bestärken und ihm schon von vorn herein die gebratenen Tauben in den Mund fliegen lassen? Halte ihn knapp, Trüdchen, das ist das einzig Richtige; er darf weiter nichts sein, als der Prinz Gemahl — die Regierung behältst Du in Deinen kleinen Kästen. Alle Wetter, und ich glaube, regieren kannst Du.“

„Onkel!“ sagte das schöne Mädchen weich und trat vor ihn hin. „Onkel, Du bist ja ein Heuchler, Du redest von Dingen, an die Du selbst nicht glaubst. Egoisten seid Ihr Alle? Und ich kenne keinen Menschen, welcher weniger Anlage dazu hat, als Du.“

„Wahrhaftig, Kind!“ bethörte er lachend. „Ein Egoist bin ich vom reinsten Wasser.“

„So? Wer giebt denn am meisten den Bedürftigen in der Stadt? Wer unterhält denn eine ganze arme Lehrerfamilie in Wohnung, Kleidung, Essen und Trinken? Nun wer, Onkel?“

„Alles Egoismus, nichts als Egoismus!“ rief er mit erhabener Stimme.

„Beweisen, logisch beweisen, Onkel!“

„Na, nichts leichter, Trüdchen. Du kennst ja die Geschichte, wie ich meinen Krampf in das Bein bekam und mich in das erste beste Haus auf der Steinstraße schleppete und da auf den ersten besten Stuhl hinank. Ich wollte gerade zum Diner, hatte mir Gustav Seyfried und August Seemann eingeladen — na, Du weißt ja, die alten Jungen haben in Paris und London gegessen. Also, da saß ich in der niedrigen Stube, die Leute waren beim Mittagbrot und eine Schüssel dünne Kartoffelsuppe stand auf dem Tische, die kaum für den Mann genügt hätte. Sieben Kinder — ich sage sieben Kinder, Trüdchen — rings herum und die Mutter stellte just auf. Vom Jüngsten fing sie an; der Älteste, ein Bursche von vierzehn Jahren, bekam das Letzte aus der Schüssel; es war nicht viel mehr darin, und ich werde nie den Blick aus diesen eingefallenen hungerigen Augen vergessen, mit denen er den leeren Napf anschaute: es ward mir da so wunderbar mit einem Male. Ich fragte beiläufig, was der Mann denn für ein Gewerbe treibe? Sprach: lehrer, die Stunde fünfzig Pfennig! Eine feste Anstellung könnte er kränklichkeitshalber nicht annehmen, bekäme sie auch nicht! Heiliger Gott, Trüdchen, durchschnittlich täglich zwei Stunden, macht eine Mark, dazu sieben Kinder! Na siehst Du, wir hatten den Mittag Aufstern vor der Suppe, sie waren gerade recht theuer und ich rechnete aus, daß ein solch glattes delikates Dingelchen just soviel kostet wie eine englische Stunde, in der der arme Mann seinen kranken Hals heißer sprach; sie wollten mir trotz ihrer Schlüpfigkeit nicht durch die Kehle gleiten, ich konnte es nicht über ein halbes Duzend bringen und das war mir doch mehr als unangenehm. Bei jedem Gang dieselbe Geschichte, und wenn der Louis einen Champagnerpfropfen knallen ließ, war's jedesmal, als flog er mir direkt auf den Magen. Ich habe nie ein ungemüthlicheres Diner erlebt; hinterher empfand ich Uebelbehagen und mußte Natron nehmen. ‚Hol's der Henker! dachte ich, das könnte Dir noch öfter so gehen, und — Du weißt, Kind, ein gutes Mittagessen ist das reellste Vergnügen auf der Welt für Unjereinen. Also mir blieb nur übrig, sollten mir die Aufstern wieder schmecken, mich durch den Gedanken zu beruhigen, daß die Kautwerkzeuge der sieben hungerigen Krabben ebenfalls um Mittag herum ihre ordentliche Beschäftigung fänden. Ich schickte also die Hammeln zur Frau Lehrerin und ließ sie fragen, wie viel Wirtschaftsgeld sie wohl monatlich haben müßte, um alle Sieben und sich dazu und den Mann ordentlich satt zu

machen? Du lieber Gott, es war am Ende nicht so riesig; und so zahlte ich Wirtschaftsgeld, und es schmeckt mir wieder im Deutschen Hause. Jetzt beweise mir, daß das nicht vollendetes Egoismus ist.“

„Ei natürlich, Onkelchen,“ sagte das Mädchen mit leuchtenden Augen. „Solche Art Egoismus lasse ich mir gefallen.“

„s ist alles Eins, Trüdchen. Die Hammeln schicke ich jetzt auch aus Egoismus in den Ruhestand, sie wird so dick und breit, daß sie nicht mehr durch die Thür kommen kann mit dem Käsebrett. Ich frage Dich nun, soll ich mir, der alten ostmatrischen Person wegen, noch einen Diener halten, der ihr beide Klänge thüren öffnet? das wäre mir schön. Heute früh habe ich ihn gesagt: ‚Hammeln, Du kannst Ostern gehen, ich werde Dir Deinen Gehalt als Pension fortzahlen — abgemacht.‘ Sie freute sich wie unjüngig, daß sie nun zu ihrer Tochter ziehen kann.“

„Onkelchen, ich weiß, an wen ich mich wenden habe, ich darf mich auf Dich verlassen,“ schmeichelte Trüdchen. „Nicht wahr, Du sprichst mit Franz?“

„Na ja, ja; werde nur nicht so roth. Siehst Du, nun hast Du mir mit all Deinen Reden den Nachtsich verdorben. Wann kommt denn Serenissima nach Hause?“

„Ich weiß es nicht, Onkelchen,“ erwiderte das junge Mädchen. „Freilich, diese Klatschaffees sind zu unberechenbar. Aber da seht Ihr beiden Liebesleute Euch wohl nur bei großen Festivitäten, wie Rames und Julie am dritten Ort, oder wenn gerade hier bei Euch Gäste sind?“

Trüdchen nickte still mit dem Kopfe.

„Es ist die Möglichkeit!“ rasiommirte der kleine Herr und stand auf. „Als ob's nicht die einzige glückliche Zeit ist im Leben, der Brautstand; nachher kommt nämlich die reine Pein, mein Kind. Und das verflümmern sie Dir nun so — na, wahr? Ich muß aber jetzt zum Phombre; heute Abend werde ich einmal nachschauen bei Deiner Frau Mama. Lebe wohl, grüße ihr, wenn Du schreibst.“

„Adieu Onkelchen; vergiß nicht, daß ich mich auf Deinen Egoismus verlasse.“

Und als der alte Herr die Zimmerthür hinter sich geschlossen, setzte sie sich nieder an den Schreibtisch, nahm einen Brief aus einem der Fächer und begann zu lesen. Der letzte Brief von ihm, heute früh, und es waren Verse:

„Soll ich's Dir sagen, was Sehnsucht ist?
Kann's nicht mit Worten erklären;
Unruhe ist es zu jeder Frist,
Glaß, was nur Du kannst gewähren.
Weiß im Städtchen am Marktesplatz
Stattlich ein Erkerlein blühen,
Siehst es, darinnen steht mein Schatz,
Siehet die Sonne verfinstern;
Weiß, daß zwei Augen so groß und blau
Frugend an Westen blicken,
Ob nicht von dort, geliebte Frau,
Zwei Lippen Dir Vorkast schiden?“

Tict mir im stillen Zimmer die Uhr,
Ishawind klopft an die Scheiben,
Draußen verriemet des Winters Spur,
Knospen schwellen und treiben.
Langsam siehet, wer einsam ist,
Stunde auf Stunde werden; —
Eins mir ist Trost mir, daß treu Du bist;
Frühling muß es ja werden!
Eines ist Trost, daß in Ewigkeit,
Wenn Zwei sich in Liebe gehören,
Menschenzungen und Menscheneid
Nicht können solch Wandruß hören.“

Wie sie diese Verse freuten in ihrer Traurigkeit! Nicht in der Welt konnte sie trennen! Ein Glück und eine Noth! Tausendfach wollte sie ihm mit Liebe vergelten für Alles, was er jetzt um ihretwegen erdulden mußte. Mit tausend guten innigen Worten verdrückte sie jene Mißachtung vergessen zu machen, die man ihm, dem kranken Eindringling, gegenüber kaum verband. Sein Mannesstolz mußte so unendlich leiden; mehr als einmal war ihm jäh das Blut in die Stirn geschossen, und mehr als einmal hatte er sich vorzeitig verabschiedet, als könne er nicht ruhig bleiben und suche des lieben Friedens wegen sein Heil in der Flucht.

„Ich wollte, ich hätte Dich erst in Riendorf, Trüdchen,“ sagte er noch beim letzten Abschied, „ich extrage es schlecht, so ziemlich Lust zu sein für Deine Mutter.“



Nicht nach Wunsch. Nach dem Gemälde von Hermann Ksch.
Photographie im Verlag von Dr. Kunstschlagel in München.

iebig; und
wieder im
vollendeter

suchtenden

te ich jetzt
und bring
em Kaffee
hmatischen
de Flügel
we ich in
die Deine
freute ich
n."

habe, ich
Nicht

man hat
n. Wann

Mädchen
ar. Also,
ei größer
oder wenn

Herr und
ist in in
ne Pavia,
na, warte!
ich einmal
ruhe in,

uf Deinen

geschlossenen
Brief aus
Brief von

! Nicht
ne Roth!
des, was
ind guten
in machen.
a verban
umal war
is einmal
ig bleiben
stucht
"eudchen"
blecht, 79

Und sie hatte sich an ihn geschmiegt, zitternd vor Erregung. „Mama meint es nicht so böse, Franz,“ sagte ihr Mund, aber das Herz wußte es anders. Und da hatte er sie heftig an sich gepreßt: „Wenn ich Dich nicht so lieb hätte, Mädchen!“

„Aber es muß ja Frühling werden, Franz!“ Und heute war das Gedicht gekommen mit einem Beilchenstrauß. Sie schrak empor, sie hörte Jenny's Stimme, und gleich darauf trat die Schwester ein, aufgeregt und ärgerlich.

„Ich muß mich bei Dir erholen, Trudchen,“ sagte sie; „Linden ist nicht hier? Gott sei Dank! Unten kann ich nicht aushalten, der Kleine ist so unruhig und schreit und weint; der Doktor sagte, er soll ins Bett. Ich habe ihn nun hineinstecken lassen. Lieber Gott, man kommt aus der Angst und Unruhe gar nicht heraus!“

Trudchen horchte erschreckt auf. Nun, wenigstens ist er in guter Pflege bei Caroline, dachte sie.

„Werdet Ihr denn den Maskenball mitmachen, Du und Linden?“ fragte die junge Frau.

„Nein!“ sagte das Mädchen und packte ihre Briefe fort.

„Warum denn nicht?“

„Was hätten wir davon? Ich tanze nicht gern; Du weißt es ja, Jenny.“

„War Onkel Heinrich hier?“

„Ja, Jenny. Ist es denn ängstlich mit dem Kleinen?“

„I bewahre! Ein bißchen Fieber; wir wollen heute Abend noch zu Dressels; Arthur hat Kostümbilder für unsere Quadrell aus Berlin kommen lassen. Aber das interessiert Dich doch nicht. Du wirst Dich wohl später ganz in Dein Niendorfer vergebren. Neulich sagte noch der Landrath zu Arthur: Ihre Schwägerin kommt auch nicht an den richtigen Platz; sie hätte einen Mann heirathen sollen in einer Stellung, wo sie repräsentieren muß; Du wärst eine Fierde für jeden Salon; nun gehst Du in die Niendorfer Kuhställe.“

„Und wie ich mich darauf freue!“ sagte Trudchen, und ihre Augen leuchteten.

„Frau Friedrich!“ rief jetzt ängstlich das hübsche Stubenmädchen, „kommen Sie doch nur herunter, der Kleine wird so unruhig und heiß.“

Jenny nickte, bejah sich noch in aller Eile eine angehängte Stieckerei und ging aus dem Zimmer. Als Trudchen nach einer Weile folgte, erhielt sie den Bescheid, es sei nicht schlimm mit dem Kleinen, und Herr und Frau Friedrich machten schon Toilette für den Abend. Und so stieg sie wieder hinauf in ihr einsames Stübchen.

(Fortsetzung folgt.)

—*— Entfagung. —*—

Treibt sich das Volk im Abendshne
Mit seinen Kindern schäkernd um,
Stehst du beiseit, ernst und alleine,
Und gehst von dannen trüb und kumm.
Dir ist im Drange deines Strebens
Das rasche Glück vorbeigerauscht,
Du hast die süße Frucht des Lebens
Um bitter Weisheit ausgetauscht.

Von der Gemeinschaft losgerissen,
Hast du verfehlt den alten Spott
Und warst, im Durst nach hohem Wissen,
Längst deinen Glauben über Bord.
Des Wunders fromme Märchen scheuchte
Von hinnen die Gedankenschlacht;
So ziehst du, deine eigne Leuchte,
Nun einsam durch die große Nacht.

Dein Menschenlos, es heißt Verlästern;
Was soll dir auch die ird'sche Bier?
Du darfst dir deinen Himmel dichten,
Du trägst das Weltgeschick in dir.
Nach dem Unendlichen zu ringen,
Verfolge die erwählte Bahn —
Du spürst, du rührst mit den Schwingen
Den ew'gen Lauf der Sterne an.

Ludwig F/aa.

Wahnsinn und Verbrechen.

Von Fr. Helbig.

Das Räthsel der Schöpfung. — Die alte Strafpraxis. — Das Humanitätsprincip. — Verbrechen ohne Motiv. — Die Mordnacht. — Der Stuhlton (Meytomanie). — Der Brandstiftungstrieb (Pyromanie). — Der Mord aus Vaterliebe. — Die Schlafkrankheit und das Nachwandeln. — Das Heimweh. — Der religiöse Wahnsinn. — Der Aberglaube.

Der Mensch ist das größte Räthsel der Schöpfung. Gleichwie sein Eintritt ins Dasein, so bieten die Ausflüsse und Aeußerungen seiner Lebensthätigkeit dem Forscher zahlreiche ungelöste Probleme dar. Mißachtet er doch vielfach selbst die Naturgesetze, durch welche er lebt und erhalten wird, und macht das Dichterwort, daß er die ihm verliehene Vernunft gebrauche, um thierischer als jedes Thier zu sein, oft nur zu wahr. Das Verbrechen ist dem Menschen angeboren; es ist darum so alt wie die Menschheit selbst. Aber dem Verbrechen ist auch früh schon die Strafe gefolgt. Sie war ebenso sehr eine äußere Nothwehr der bedrohten Gesellschaft wie eine Forderung des inneren Gerechtigkeitsgefühls.

Mit der staatlichen Ordnung entstanden auch die Strafgesetze. Sie trug ursprünglich einen ganz äußerlichen Charakter, indem sie sich streng an den Grundsatz hielten: Aug' um Auge, Zahn um Zahn. Der Richter von ehedem sah dem Thäter nicht ins Herz hinein; er fragte nicht nach den bewogenden Kräften seines Handelns. Er bestrafte nicht den Thäter, sondern die That. War ein Mensch von einem andern getödtet worden, so war es dabei gleichgültig, ob der Tod bloß das Produkt eines unglücklichen Zufalls, verminderter Sorgfalt, momentanen Affekts oder kalter Ueberlegung war. Am wenigsten aber frug man darnach, ob der Verbrecher, als er die That beging, sich in einem solchen Zustande geistiger Unfreiheit befand, daß ihm die That überhaupt nicht zugerechnet werden konnte. Wo der Wahnsinn selbst ganz unverkennbar hervortrat, da ward er für den Richter nicht ein Grund, den Verbrecher frei zu sprechen, sondern nur noch ein weit größerer, ihn zu vernurtheilen.

Nach mittelalterlicher Anschauung war ein solcher Wahnsinniger vom Teufel besessen, und da in dessen Perion sich das eigentlich Böse verkörperte, so erschien ein solcher „Besessener“ noch weit strafwürdiger, und nur allzuoft wurden Irtsinnige als Gotteslästerer oder Zauberer dem Scheiterhaufen überwiesen.

So enthält die peinliche Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V. die bis in die neueste Zeit hinein noch in einzelnen deutschen Territorien Geltung hatte, keine Bestimmung darüber, in wie weit Wahnsinn die Strafbarkeit ausschließt. Sie beschränkt sich bloß darauf, dem Richter anheimzustellen, „bei solchen Entscheidungen, die ungefährlich aus Geilheit, das heißt Muthwillen, oder Unberechenbarkeit, doch wider des Thäters Willen geschehen, mehr Barmherzigkeit zu üben, als wie bei dem, was arglistig und mit Willen geschieht.“

Es mußte erst die große geistige Aufklärung des vorigen Jahrhunderts, erst der Sieg des Humanitätsprincips dazu kommen, um auch auf diesem Gebiete die nothwendige Reformation herbeizuführen und zu bewirken, daß das Zuchthaus erhielt, mit dem Zuchthause, und das Irrenhaus, was dem Irrenhause entsprach, und zu bewirken, daß das Zuchthaus erhielt, mit dem Zuchthause, und das Irrenhaus, was dem Irrenhause entsprach. So enthielten schon alle neueren Strafgesetzbücher entsprechende Bestimmungen, aber dieselben trugen noch den verschiedenartigsten Charakter. Bald überließen sie es ganz dem Richter, ob er in dem einzelnen Falle Zurechnungsfähigkeit annehmen wollte, bald zählten sie einzelne Formen des Wahnsinns auf oder beschränkten sich bloß auf die Angaben einzelner Kennzeichen vorhandener Seelenstörung. Das deutsche Reichsstrafgesetzbuch faßte die ganze Materie in folgende Bestimmung: Eine strafbare Handlung ist nicht vorhanden, wenn der Thäter zur Zeit der Begehung der That sich in einem Zustande geistiger Unfähigkeit oder krankhafter Störung der Geistesthätigkeit befand, durch welche seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen war.

So einfach und klar diese von echter Humanität durchdrungene Bestimmung erscheint, so schwierig gestaltete sich ihre Anwendung in der Praxis bei der Beurtheilung des einzelnen Falles. Die List und Ueberlegung, mit welcher die Juren die letzten ihre Verbrechen planen und ausführen, trübten das Urtheil des Laien, der es ungerecht findet, daß der Geisteskranke, der die Folgen seiner That zu übersehen vermag, straflos bleiben soll.

Leute, die niemals Gelegenheit hatten, Irrsinnige zu beobachten, und auch unfähig sind, über die geheimnißvollen und räthselhaften Erscheinungen des Wahnsinns zu urtheilen, fürchten, daß der Schutz, den das Gesetz dem Kranken bietet, mißbraucht werde, und tragen deshalb dazu bei, daß noch heute die öffentliche Meinung dort Verfolgung fordert, wo von einer Schuld nicht die Rede sein kann.

Der Arzt urtheilt allerdings anders. Er kennt die Formen des Wahnsinns, in denen weder fremder Anspruch noch eigener Wille die wahnwitzigen Ideen zu beeinflussen vermag, und er giebt dem Dichter Recht, der Hamlet so einfach und doch beredt sich verteidigen läßt:

War's Hamlet, der Laertes trankte? Nein.
Wenn Hamlet seinem eignen Selbst entrückt ist
Nad, wenn er nicht er selbst, Laertes trankt,
Dann thut es Hamlet nicht, Hamlet verneint es.
Wer thut es denn? Sein Wahnsinn. Steht es so,
Dann ist ja Hamlet selber mitgetränkt,
Sein Wahnsinn ist des armen Hamlet Feind."

Die Geschichte der Rechtspflege berichtet übrigens von einer großen Zahl von Verbrechen, bei denen selbst der Laie an der Zurechnungsfähigkeit der Thäter zweifelt, weil man bei ihnen vergebens nach einem inneren, egoistischen Beweggrund sucht oder weil dieser Beweggrund selbst ein so geringfügiger ist, daß er gar nicht im Schattensein steht zu der Größe der That und der vernichtenden Macht ihrer den Thäter treffenden Folgen. Wir erinnern uns da an jene großen und kleinen Tyrannen der Menschheit, welche an nichts ganze Heerarmeen von Menschenleben vernichteten; erinnern uns an die furchtbaren Giftmischerinnen, die Zwanziger, Jäger und Gehege Gottfried und neuerer Zeit Marie Jamneret, welche ihre Männer, Kinder, Verwandte und Freunde mordeten, um keinen andern Grunde, als aus Wohlgefallen am Morden, weil es ihnen Vergnügen bereitete, Leiden und Tod anzuschauen. Da erzählt die neuere Casuistik von jenem Freiherrn, der, einem plötzlichen Impulse folgend, einen Menschen wie einen Sperling am Dache herunterstieß; von dem Augsburger Karl Berke, der nach einander fünfzehn Mädchen nächtlich auf der Straße mit Dolchen verwundet, ohne einen andern Grund dafür angeben zu können, als seinen unwiderstehlichen Trieb, Jemand zu verlegen. Eine arme Tagelöhnerin empfand mit einem Male einen solchen Haß gegen ihr Kind — „es wurde,“ sagte sie beim Verhöre, „mir so gram“ — daß sie sich erst völlig anzog, dann das Rasirmesser des Mannes vom Kamin holte, das Kind auf den Schoß nahm und ihm den Hals abschneidete.

Man hat dabei von einem krankhaften unwiderstehlichen Triebe zum Morden, einer *Mordmanie*, gesprochen; die medicinische Wissenschaft versucht diese räthselhafte Erscheinung zu erklären, und es gelang ihr, wenigstens ein genaues Bild dieser schauerlichen Form des Irrsinns zu entrollen, das dem Arzte die Möglichkeit bietet, wirkliche Krankheit von gemeiner mit Verstellung gezierter Hohnheit zu unterscheiden. Wir wollen im Nachstehenden einige solcher Krankengeschichten wiedergeben, die düster und unheimlich erscheinen und aus denen wir lernen, daß jene Unglücklichen, die gewöhnlich verabscheut werden, in der That das tiefste Mitleid verdienen.

Maudsley, der berühmte englische Irrenarzt, citirt in seinem auch ins Deutsche übertragenen Werke: „Die Zurechnungsfähigkeit der Geisteskranken“ folgenden Fall.

Einmal konfliktirte ihn ein Herr von fünfzig Jahren, ein kräftiger allgemein muskulöser Mann, der ein durchaus thätiges Leben geführt und in seinen Geschäften die meisten Welttheile besucht hatte, aber bereits seit ein paar Jahren aus der Geschäftsverwaltung ausgetreten war. Ihn peinigte ein furchtbarer Mordtrieb, der ihn fortwährend heimguchte und manchmal so mächtig hervortrat, daß er sich veranlaßt fand, getrennt von der Familie zu leben und aus einem Hotel ins andere zu ziehen, um nicht ein Mörder zu werden. Er war niemals ganz frei, aber der Mordtrieb that sich zu verschiedenen Zeiten mit ungleicher Mächtigkeit hervor. Am besten ist es, erzählte der Kranke, wenn nur die Idee auftritt, womit er sich fortwährend beschäftigen muß, ohne daß es ihn treibt, diese Idee auch wirklich auszuführen, wenn also eher die Mordidee als der Mordtrieb überwaltet. Aber plötzlich äußert sich der Mordtrieb paroxysmusartig; es drängt sich das Blut nach dem Kopfe, der schwer und verwirrt ist, der Mann fühlt sich ganz und gar verlassen, zittert am ganzen Leibe und wird mit kaltem Schweiß bedeckt; dann stürzen ihm die

Thränen hervor und er fühlt sich ganz erschöpft. Nicht selten kommen solche Paroxysmen während der Nacht; er springt dann in furchtbarer Angst aus dem Bette, zittert aufs heftigste am ganzen Körper und trieft von Schweiß. So schilderte der Mann seinen unglücklichen Zustand, von dessen Vorhandensein jeder, der die Geschichte mit anhörte, hätte überzeugt werden müssen; die Thränen stürzten ihm während der Erzählung hervor, und er weinte bitterlich. Der Mann zeichnete sich durch Entschiedenheit im Willen und durch einen energischen Charakter aus, und von intellektueller Störung war nichts an ihm zu merken, angenommen, daß er leicht grundlosen Verdacht schöpfte und Mißtrauen hegte. Wenn er auch sonst sich ganz beherrschen konnte, so vermochte er dies doch nicht in dem einen Punkte; ihn beherrschte ein moralischer Fehler, der recht wohl sein Nervensystem schädigen und seinen jammervollen Zustand einigermaßen erklärlich machen konnte.

Charakteristisch für diese Form des Irrsinns ist auch die nachstehende Krankengeschichte einer zweiundsiebzigjährigen Dame, die in ihrer Familie mehrere Irrsinnige zählte. Sie litt an immer wiederkehrenden Paroxysmen großer Erregtheit, während deren sie jedesmal ihre Tochter zu erwürgen versuchte, die doch nur Güte und Aufmerksamkeit gegen sie an den Tag legte und an der sie selbst voll Liebe hing. Für gewöhnlich saß sie ruhig und gedrukt da, klagte über ihren Zustand und schien so schwach zu sein, daß sie sich kaum rühren konnte. Plötzlich sprang sie aber in Erregtheit empor, aufschreiend, sie müsse es thun, und stürzte auf die Tochter los, um sie zu erwürgen. Während des Paroxysmus entwickelte sie solche Kraft, daß eine einzelne Person sie kaum zu halten vermochte. Aber schon ein paar Minuten, nachdem sie zu ringen angefangen, sank sie erschöpft hin, nach Lust schnappend, und rief: „Her! Her! ich habe es euch gesagt; ihr glaubt nicht, wie böse ich war.“ Von einem Irrewahne war nichts bei ihr wahrzunehmen; die Paroxysmen nahmen sich ganz so aus, wie ein konvulsives Ergriffensein der Geistesthätigkeiten. Die Person war deshalb ganz unglücklich, weil sie zu einer schrecklichen Handlung angetrieben wurde, auf die sie nur voller Abscheu blickte.

Die Dualen, welche die von der Mordmanie Heimgejuchten erdulden müssen, sind in der That so unerträglich, daß oft diese Bedauernswerthen, um dem furchtbaren Konflikt in ihrem Innern ein Ende zu machen, sich das Leben nehmen.

Eine der geschilderten verwandte Erscheinung ist die, daß manche Personen ohne allen Eigennutz stehlen. So erzählt der französische Arzt Giraud von einer gebildeten Frau, die ein reichliches Auskommen hatte, gleichwohl aber in allen Kaufläden stahl, welche sie betrat. Casper erwähnt den Fall einer Erziehlerin, welche aus bloßer Lust „am Klange des Metalls“ Geld stahl. Ein junges gebildetes Mädchen aus bester Familie nahm Alles, was ihr Auge reizte. Man fand bei ihr Sacktücher, Fingerhüte, Handstücker, Strümpfe, Handschuhe etc. Unter Thränen der Reue gestand sie ihr Vergehen, versprach, ihren Trieb zu beherrschen, und stahl doch immer wieder. Lavater berichtet von einem Arzte, der nie das Zimmer seiner Kranken verließ, ohne etwas mitzunehmen. Seine Frau untersuchte deshalb jeden Abend seine Taschen und fand in denselben regelmäßig Scheeren, Nessel, Messer, Cnais, welche sie den Eigenthümern heimlich wieder zuschickte. Nach der Wegnahme der Sachen pflegt sich der Trieb zu legen; die Sachen selbst haben für den Stehlfüchtigen keinen Werth mehr, er wirft sie achlos bei Seite. Man nahm deshalb einen krankhaften Stehltrieb an (*kleptomanie*).

Eine weitere verwandte Kategorie bildet der Brandstiftungstrieb, die *Pyromanie*. Man führte diesen Trieb auf die Erfahrungsthatfache zurück, daß eine große Anzahl von Brandstiftungen von jungen Leuten verübt wird, die in der Zeit der Pubertäts-Entwicklung stehen. In meiner eigenen Praxis wurde mir ein junger Mensch von vierzehn Jahren vorgeführt, der drei Brände nach einander in seiner Heimath angezündet hatte. „Als ich ein Bündelchen sah,“ lautete seine Aussage, „da kam mir der Gedanke: das muß anbrennen. Besonders Wohlgefallen hatte ich an den Bränden nicht, vielmehr habe ich es hinterher allemal bereut, allein wenn die Zeit kam, hat es mich mit Gewalt dazu getrieben, wieder Feuer anzulegen.“ Ein sonst ganz gutartiges Dienstmädchen von siebzehn Jahren erklärte, sie habe immer die Angst und den Trieb bekommen, Feuer anzulegen. An die Folgen ihrer Handlung habe sie nicht

gedacht. Als das Haus in Flammen gestanden habe, sei sie zwar betrübt gewesen, aber ihre Angst sei geschwunden. Das Vorhandensein eines solchen Brandstiftungstriebes wurde schon Ausgangs vorigen Jahrhunderts in einem Falle von der medicinischen Fakultät in Leipzig anerkannt und später durch das preussische Ministerium geradezu gesetzlich sanktioniert, indem dasselbe ein Reskript an die Gerichte erließ, daß bei allen Brandstiftungen, wo der Thäter in den Jahren der eintretenden Pubertät sich befindet, namentlich im zwölften bis zwanzigsten Jahre, das Gutachten Sachverständiger vor Abfassung des Erkenntnisses einzuholen sei. Später erhob sich in medicinischen Kreisen Widerspruch gegen die Annahme eines besondern Brandstiftungstriebes. Der Medicinalrath Casper, eine bedeutende Autorität auf dem Gebiete der gerichtlichen Medicin, veranstaltete als Mitglied des Medicinalkollegiums in den fünfziger Jahren die Rücknahme jener Bestimmung. Er suchte in den einzelnen Fällen die That auf bestimmte Motive zurückzuführen, auf den Wunsch aus dem Dienste zu kommen, auf das Gefühl der Rache, die Sucht sich geltend zu machen u. dergl. Die neuere Medicin scheint sich nach verschiedenen Für und Wider jetzt dahin zu entscheiden, daß sie die Pyromanie nicht als besondere Geisteskrankheit, sondern nur als einzelnes Symptom einer solchen gelten lassen will. Auf dieselbe Grundlage führt sie dann auch die Kleptomanie und andere Monomanien zurück.

Zeichnet sich diese Kategorie von Verbrechern durch das Fehlen eines eigentlich verbrecherischen Motivs aus, so geschieht bei andern das geradezu Unglaubliche, daß sie morben nicht aus Haß, sondern geradezu aus Liebe zu den Gemordeten. Wir meinen damit jene Morde der eigenen Kinder, wie sie jetzt in unseren Großstädten in erschreckender Weise sich mehren. Der entsetzliche Fall des Tapezierer Schulze in Berlin, der erst seinen beiden älteren Töchtern den Hals durchschnitt, dann dasselbe an seinen beiden Knaben, sowie an sich selbst versuchte, steht leider nicht vereinzelt da. Holzendorff nennt solche Fälle mit Recht die modernen Schicksalstragödien des wirtschaftlichen Ruins. Es sind gerade meist die besseren Naturen, welche, auf „der letzten Sprosse der Verzweiflung“ über den unfruchtbaren Kampf mit dem Dasein angekommen, von aufrichtiger Liebe zu den Ahrigen getrieben, anstatt wie Andere sie zu verlassen, sie durch einen gemeinsamen Tod vor Schande, Armuth oder Almosen bewahren wollen. „Ich beschloß, meine Töchter zu tödten, damit sie nach meinem Tode sich nicht allein in der Welt herumstoßen lassen müssen,“ sagte der genannte Schulze. Der Mord der geliebten Angehörigen erscheint fast immer in Verbindung mit dem geplanten Selbstmorde, der in Folge eintretender Schwäche dann meist nicht zur Ausführung kommt. Durch äußere Schicksalsschläge und innere seelische Zerrüttung unfähig geworden, den Kampf mit dem Leben fortzuführen, sieht der unglückliche Vater das gleiche Schicksal auch bei den Kindern voraus und weiß in seiner Angst und Bedrängniß keinen andern Weg, als den er selbst einschlägt. Der Arzt ist hier oft in der Lage, den Nachweis einer krankhaften Schwermuth (Melancholie) zu führen und damit diese Unglücklichen der strafenden Gewalt des Richters zu entziehen und der Irrenanstalt zu übergeben.

Außer den krankhaften Trieben giebt es auch noch gewisse Zustände, welche die Begehung von Verbrechen besonders begünstigen. Als ein solcher wird zunächst die Schlaftrunkenheit angegeben. Hier spielt namentlich der Fall des Landwirths Schmidmeißig eine Rolle. Schmidmeißig legt sich nach reichlicher Mahlzeit im Sommer in einen Schuppen zum Schlaf nieder. Um Mitternacht erwacht er aus tiefem Schlafe und sieht im Augenblicke des Erwachens eine weiße Erscheinung dicht an seinem Lager. Er ruft zweimal „Wer da?“, ergreift, da diese nicht antwortet, die nebenliegende Art und erschlägt damit die eigene Frau, die an sein Lager getreten ist. Oder der noch entsetzlichere Fall, wo eine Mutter ihren Säugling durch das geöffnete Fenster wirft, weil ihr im Traume Stimmen zugerufen hatten, das Haus brenne.

In allen diesen Fällen ist die Zurechnungsfähigkeit ausgeschlossen, denn das Handeln des Schlaftrunkenen ist recht eigentlich entstanden aus der auf Wahnvorstellung beruhenden Verdrückung des Selbstbewußtseins. Bei den Schlaftrunkenen, sagt ein medicinischer Schriftsteller, sind zwar die Sinne bereits erwacht, aber noch umhüllt vom Nebel traumhafter Gebilde. Nicht das Bewußtsein, sondern dunkle unklare Ahnungen und Empfindungen sind es, welche sein Handeln bestimmen.

Auch der vielfach noch unaufgeklärte Fall des Schlafwandels würde einer dem entsprechenden Beurtheilung unterliegen.

Selbst die Empfindung des Heimwechs kann in ihrer höchsten krankhaften Steigerung die Mutter von Verbrechern werden. Das Heimweh erklärt eine ärztliche Autorität als die traumhafteste Form Sehnsucht nach der Heimath, nach Verwandten und Freunden. „Es erzeugt allerlei krankhafte Zustände: Herzklappen, Kopf, schwachen Puls, Congestionen, Verdauungsbeschwerden. Die Thätigkeit des Sehnsüchtigen erschläft; er sucht einsame Orte an Alles, was dahin führen kann, ihm die Rückkehr in die geliebte Heimath zu erwirken, wird versucht; zuletzt selbst Brandstiftung und Mord.“ Ein junges Mädchen diente in einem fernem Orte als Kindermädchen; sie sehnte sich nach Hanse, aber die Mutter schreibt ihr, sie dürfe nur kommen, wenn das ihrer Mutter anvertraute Kind gestorben wäre. Hierauf wird das Kind krank und stirbt. In der Familie ist aber noch ein dreijähriger Knabe. Dem Mädchen wird nunmehr die Pflege dieses Kindes anvertraut. Sie muß in Folge dessen bleiben. Da findet man auch diesen Knaben todt, in seinem Bette ersticht. Dem Heimwehtrieb waren zwei Menschenleben zum Opfer gefallen.

Hier kann auch folgender Fall, von dem der oben genannte Mandölen berichtet, herangezogen werden:

Es ist die Krankengeschichte eines jungen Mannes, der an einer gewissen Geisteschwäche litt, sich durchaus kindisch betrug und für Windmühlen ganz eingenommen war: er konnte zwei Wochen gehen, um eine Windmühle zu sehen, und tagelang im Ansdauern einer solchen dasitzen. Man erwartete bei ihm Besserung von einer Ortsveränderung und brachte ihn in einen Bezirk, wo keine Windmühlen waren. Das eine Mal legte er in dem Hain, wohin er gebracht worden war, Feuer an, ein anderes Mal lud er ein Kind ins Holz und versuchte es zu morben, indem er dessen Glieder ganz schnell mit einem Messer zerschnitt und zerlegte. Derartige gefährliche Triebe hatten sich früher noch nicht bei ihm gezeigt, ihr einziger Grund bestand eben darin, daß der Mann fort wollte von jenem Orte, wo es keine Windmühlen gab.

Auch überreizte religiöse Gefühle bringen dem Wahnsinn nur zu oft ihren Zoll. Die Ausgeburten des religiösen Fanatismus mit ihren blutigen Autodafes möchte man ihm um der Ehre der Menschheit willen auf das Konto der geistigen Störungen setzen. In kleineren Verhältnissen wird, namentlich für den gewöhnlichen Mann, der im Denken nicht genügend logisch geschult ist, das Gröbeln über religiöse Dinge oft sehr verhängnisvoll. Dem Verfasser sind mehrere Fälle aus eigener Erfahrung bekannt. So hatte ein Zeigmacher in M. an der Hand gewisser Schriften sich in den Gedanken vertieft, daß die kommunistischen Ideen schon im Christenthum sich verwickelt fänden, Christus galt für ihn als der erste Socialdemokrat. Nun begann er Tag und Nacht die Bibel zu lesen, vernachlässigte sein Geschäft, ließ sich viel in Wirthshäusern herum und hielt dort gotteslästernde Reden. Der Mann war, wie sich beim Verhör ergab, sonst ganz vernünftig und klar, sobald aber das religiöse Gebiet bei ihm in Anregung gebracht wurde, hörte sofort alles folgerichtige Denken auf. Er schwahte das verwirteste Zeug, warf einzelne Ausprüche der Bibel blind durch einander u. Auf Veranlassung des Hospitalärarztes wurde die Untersuchung gegen ihn eingestellt und er dem Irrenhause überwiesen.

Daß auch der Aberglaube die Frucht wahnsinnigen Handelns erzeugt, dafür bietet die Geschichte ebenfalls zahllose Beispiele, die selbst unserm aufgefärrten Zeitalter nicht erspart bleiben. Unterzucht sind in dieser Beziehung die Gerichtsakten, welche die Untersuchung gegen den Tischlermeister Z. und Sohn behandeln. Die Frau des Genannten litt seit längerer Zeit an Beängstigungen und hysterischen Zufällen. Sie bildete sich ein, eine Hexe habe von ihr Besitz genommen, und wohne in ihrem Leibe. Sie bezichtigte sogar eine bestimmte Person als solche. In der Steigerung ihres Wahn- und Angstgefühls bittet sie ihren Ehemann und erwachsenen Sohn darum, dieselbe durch Schläge aus ihrem Körper auszutreiben. In wahnwüthiger Verblendung ihres mit der Frau getheilten Aberglaubens vollziehen Beide das Verlangen der Unglücklichen. Der Wahn der letztern ist dabei so stark, daß sie trotz der furchtbaren Schläge, die sie erhält, ihre Peiniger nur noch antreibt, dieselben zu verstärken, bis sie unter deren Last die gequälte Seele anshaut. (Schluß folgt.)

Die Post zu Fuß.*



Die Postknechte, die mit des Posthorns Schall und mit der Peitsche Knall dahinsagten über Berge und Thäler, haben ihre Dichter gefunden und sind längst in der Poesie und folglich auch im Volksmunde gut

eingebürgert. In unserer Phantasie leben sie fort mit aller Jugendfrische ihres lustigen Treibens, obwohl der Zeigefinger ihnen in Wirklichkeit das Lebenslämmchen ausgeblasen. Genau und Schöpfung sorgten dafür, daß die „Schwager“ unsterblich geworden sind. Die Post zu Fuß wird schwerlich jemals solche Anwälte finden. Wenn auch noch so viele schmachtende Herzen in dem Hüftenmeer einer Großstadt und in den stillen Hütten entlegener Weiler schnüchlich den Brieftträger erwarten, er wird dennoch niemals ein Gegenstand hervorragender dichterischer Verherrlichung werden. Der Post zu Fuß hängt einmal die Prosa des Lebens an.

Darum aber braucht die Post zu Fuß nicht zu trauern; wir können umhüllich alles in der Welt besingen und in das düstige Gewand des poetischen Nimbus kleiden. Im wirklichen Leben und Schaffen hat sogar die Prosa eine viel festere Basis und einen viel umfangreicheren Wirkungskreis, als ihre leichtbeschwingte Schwester Poesie.

Und in der That, was wäre in unserm Falle die große Weltpost ohne die Post zu Fuß? Mit den Telegraphenlinien, den Eisenbahnen und den Postwagen, welche die Weltpost sich unterthanig gemacht hat, vollbringt sie Wunder und dient Vielen, einem großen Bruchtheile des Volkes. Erst seit dem Augenblicke aber, wo sie den Fußbotenstand in größtem Maßstabe herangezogen, hatte sie ihre Wohlthaten verdoppelt und wurde zu einem gemeinnütigen Institute im vollsten Sinne des Wortes, zu einem Institute, das nicht allein den Städter und den an den Heerstraßen des Verkehrs wohnenden Bürger, sondern auch den Bewohner der entlegenen Weiler und Gehöfte an ihren Segnungen theilnehmen läßt. Die schnellen Rosse, der schnellere Dampf und die blitzgeschwinde Electricität konnten das älteste aller Mittel zur Nachrichtenbeförderung — die Post zu Fuß, nicht verdrängen, mußten vielmehr ihre Hilfe in Anspruch nehmen. Abgesehen von den städtischen Brieftägern, beschäftigt gegenwärtig allein die deutsche Reichspost 20 000 Personen im Landbrieftägerdienste. Und wie tüchtig ist dieses Landbrieftägerheer; es bietet alljährlich die respectable Marichleistung von 156 Millionen Kilometer, es besucht werktäglich zweimal 40 000 Ortschaften zur Bestellung und Einammlung von Postsendungen und einmal werktäglich 17 000 Ortschaften, während dank seinen Bemühungen 45 000 Ortschaften sich im Genuße einer Sonntagsbestellung befinden.

Dieses Landbrieftägerheer hat schließlich im letzten Postjahre nicht weniger als 257 Millionen Postsendungen befördert und

* Wir entnehmen die Illustrationen zu diesem Artikel dem im Verlage von Deum. A. Meidinger in Berlin erscheinenden Werke „Das Buch von der Weltpost“ von D. Beredarius. Die großartige Entwicklung der Post und der Telegraphie und ihr Wirken im Weltverkehr sind bis jetzt noch nirgends in so klarer und auszeichnender Weise geschildert worden, und wir glauben unseren Lesern einen guten Dienst zu erweisen, wenn wir durch Wort und Bild ihre Aufmerksamkeit auf dieses hochinteressante, reich und schön illustrierte Werk lenken. D. Red.

im vollsten Sinne des Wortes das platte Land auch in den entlegensten Winkeln, durch die kein Dampfrost braunt, dem großen Postverkehr erobert.

Diese Zahlen, diese Thatfachen sprechen deutlich, und sicher werden nach Betrachtung derselben nunmehr auch unsere Leser in dem Manne, der in Wind und Wetter, auf den krummen Stab sich stützend, rüstig und pflichtbewußt seinem Ziele entgegengeht, einen der stillen Pioniere des Kulturfortschritts erkennen, der uns nicht minder beachtenswerth erscheint, wie sein mit lautem „Hoïho!“ auf der Landstraße dahintretender Genosse Postknecht.

Wir haben die Post zu Fuß das älteste aller Mittel zur Nachrichtenbeförderung genannt, und in der That begegnen wir ihr in Gestalt schnellfüßiger Läufer schon in den frühesten Sagen und in der Urgeschichte der Völker. Auf altägyptischen Denkmälern sind Brieftoten abgebildet, und auf vergilbten Papyrusrollen finden wir sogar die Namen hervorragender Läufer verzeichnet. Bei Tagesanbruch erschienen sie vor den ägyptischen Königen, die eigenhändig alle aus den entlegensten Provinzen des Reiches eingelaufenen Briefe in Empfang nahmen.

Nirgends jedoch hatten im Alterthum die Läufer eine so hohe Stellung erlangt, wie in dem klassischen Griechenland, das neben andern Leibeskünsten auch die des Schnelllaufens mit besonderer Vorliebe pflegte. Aus den Siegern bei den olympischen Spielen waren die „Hemerodromoi“ oder Tagläufer hervorgegangen. Es waren zumeist „junge Leute, welche vor Kurzem aus den Kinderstube getreten, denen nahe, welche einen Milchbart haben.“ Auf ihrem Laufe nahmen sie nichts als Bogen, Pfeile, Wurfpfeil und Feuersteine mit.

Von der Schnellfähigkeit der Hemerodromen berichten die griechischen Geschichtschreiber geradezu erstaunliche Proben. Als die Athener beim Einfall des Darius von den Lacedämonern schleunige Hilfe erbaten, legte der Tagläufer Phidippides den 1200 Stadien (etwa 200 Kilometer) langen Weg von Athen nach Lacedämon in einem Tage und einer Nacht zurück, und in den Kriegen des Epaminondas bewährten sich die Hemerodromen, wenn man den Zeitverhältnissen Rechnung trägt, in ähnlich rühmlicher Weise wie der Feldtelegraph in modernen Feldzügen. Kein Wunder also, daß noch heute Denkmäler vorhanden sind, die den im Staatsdienste erworbenen Ruhm bewährter Läufer der späten Nachwelt verkünden.

Weniger angesehen waren die Fußboten in Rom, da nur Sklaven und Freigelassene zu diesem Dienst verwandt wurden. Man klagte vielfach über ihre große Unzuverlässigkeit und behandelte sie nach ihrem Werthe.

Einst richteten die römischen Fußboten an Kaiser Vespasian eine Petition um Erhöhung des Schuhgeldes, aber mit recht schlimmen Erfolg. Der geldgierige Kaiser decretirte nämlich, daß den Bittstellern das Schuhgeld ganz entzogen und ihnen zum Ausgleich dieses Verlustes angerathen wurde, künftighin ihren Dienst barfuß zu verrichten.

Als die große römische Staatspost in den Wogen der Völkerwanderung weggeschwemmt wurde,



Baseler Briefbote aus dem 17. Jahrhundert.

suchte sich das Mittelalter nach eigener Art zu helfen und rief Institutionen ins Leben, die den einzelnen Berufskreisen zur Vermittlung des Nachrichtenverkehrs dienen sollten. So entstanden die Klosterboten, Universitätsboten und die Metzgerposten, die Post des Deutschen Ordens und das Städtebotenwesen, aus denen allen sich die christliche Botenzunft herausbildete. Ihre Mitglieder besorgten den Dienst bald zu Ross bald zu Fuß und wußten sich Jahrhunderte lang namentlich den Klausenten unentbehrlich zu machen. Bis in die neuere Zeit begegnen wir überall in Stadtchroniken und Archiven ausführlichen Botenordnungen, und aus verhältnißmäßig nicht allzu weiter Vergangenheit, aus dem 17. Jahrhundert, stammt die Abbildung des Baseler Briefboten her, den wir als Repräsentanten der Botenzunft unseren Lesern vorführen.

In den damaligen unsicheren Zeiten hatten jene Boten mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen und manche Gefahr zu bestehen. Oft waren sie dabei nur auf sich selbst angewiesen, indem die eine oder andere Stadt bei der Verpflichtung eines städtischen Boten sich ausdrücklich ausbedang, „daß sie nicht nöthig haben sollte, ihn anzulösen, falls er gefangen genommen werde.“ Diese Zustände brachten es wohl mit sich, daß die Boten auch ihrerseits nicht an Pflichttreue dachten und ihr Ruf nicht der beste war. So entwirft Thomas Garzonius in seinem „Allgemeinen Schanplatz“, Benedig 1610 (Uebersetzung aus dem Italienischen, Frankfurt a. Main 1659), nachdem er vorher das Ungemach, das die Boten nicht selten zu erdulden hätten, aufgeführt hat, folgende drastische Schilderung von ihren Fehlern: „Was aber die Boten selber anbelangt, findet man auch ihre Mängel. Denn beneben anderer Untren, so öftermahls gespüret wird, daß sie die Briefe aufbrechen, die Siegel verfälschen, Heimlichkeiten verrathen, sind sie auch meisterlich darauf abgerichtet, daß sie Päck und Geld aufmachen, verspielen, verkaufen zc., und geben hernach für, sie seyn angegriffen worden, beklagen sich auch ihres Leibs, als übel geschlagen, und reden den Leuten einen solchen Senbert ein, daß sie Wittkyden mit ihnen haben, und ihnen noch Geld darzu geben. Und wenn ihnen solches einmal angehet, wagen sie es noch mehr, und stecken sich allgemach in den Strick, darinnen sie endlich bleiben, oder das Land räumen müssen, wenn sie merken, daß man ihrer buben-Stück ist gewahr worden.“

Wir müssen jedoch den europäischen Boden verlassen, wenn wir die Post zu Fuß in ihrer höchsten Vollkommenheit schauen wollen. In der alten Welt bildete der Reiter stets den gefährlichen Konkurrenten des Fußboten und mußte auch bei Dienstleistungen auf weite Entfernungen über denselben naturgemäß den Sieg davontragen. Einer eigenartigen Kultur der Völker der neuen Welt, in der das Pferd unbekannt war, blieb es vorbehalten, die Post zu Fuß in wunderbarer Weise auszubilden. Abgeschlossen von jedem Weltverkehr lag das mächtige Reich der Inka und schuf sich dennoch eine Post, die bei den spanischen Entdeckern des Goldlandes Peru das größte Staunen hervorrief.* „Tschaskis“ („Umtauscher“) nannte man die dortigen Postkäufer, die sich nicht allein durch ihre Schnelligkeit, sondern auch durch unbestechliche Zuverlässigkeit hervorthaten. Ein nicht unbeträchtlicher Theil der Botschaften wurde mündlich durch sie befördert, und sie mußten auf das Strengste das Amtsgeheimniß bewahren, dessen Verletzung mit Todesstrafe geahndet wurde. An den vier großen

* Vergl. „Das Inka-Reich“. Von Dr. med. Reinhold Bernhard Brehm. (Jena, Fr. Mauke's Verlag. 1885.)

Heerstrassen des Reiches waren in Abständen von ungefähr zehn Kilometer Posthäuser, kleine hölzerne mit Stroh gedeckte Gebäude, errichtet worden, welche den Tschaskis zur Herberge dienten. In Friedenszeiten lagen in jeder dieser Wachen vier, in Kriegszeiten aber zehn und mehr von ihnen, da mindestens die Hälfte der Mannschaften bei Tage, wie bei Nacht bereit sein mußte, im gegebenen Augenblicke Dienst zu thun. Während zwei oder mehrere ruhten und schliefen, standen zwei, unverwandt nach dieser und jener Richtung die Straße übersehend, zu beiden Seiten des Häuschens, um bei von nächster Poststation zu gebenden Feuerzeichen rechtzeitig ansichtig zu werden. Sowie Rauch aufstieg oder die Flamme aufleuchtete, zündete der, welcher das Zeichen gesehen hatte, unverzüglich einen stets bereit gehaltenen Holzstoß an, um die nächste Postwache zu benachrichtigen. Dann lief er dem erwarteten Kameraden ein Stück Weges entgegen, um sich, noch bevor dieser sein Ziel erreichte, den mündlichen Auftrag mittheilen, das von ihm überbrachte Schurenbündel* oder Gepäckstück einhändigen zu lassen. Beide liefen nunmehr im schnellsten Rennen so lange nebeneinander her, bis der Abfösende die ihm mitgetheilte Botschaft Wort für Wort auswendig gelernt hatte und ohne Ansehen wieder herjagen konnte. Nunmehr ließ er seine zur Ruhe gelangen und eilte in gleichmäßig beschleunigtem Laufe dem nächsten Posthäuschen zu.

Bei Tage, wie bei Nacht, in den heißen Sandwüsten der Küste, wie auf den eiskalten Hochgebirgen, in menschenleeren Einöden, wie in dicht bevölkerten Thälern walteten die Tschaskis ihres Dienstes mit solchem Reize, daß der Inka in seiner gegen 500 Kilometer vom Meere entlegenen Hauptstadt frische Seerische speisen konnte.

Mit diesen Worten schließt N. B. Brehm seinen interessanten Bericht über die große Fußpost, welche jemals die Welt gesehen.

In dem Reiche Montezuma's fanden die Spanier ähnliche Einrichtungen vor, mit dem Unterschiede, daß hier die Postkäufer theatralischer auftraten. Hatten sie die müßliche Aufgabe, die Nachricht von einer verlorenen Schlacht zu überbringen, so ließen sie ihr Haar in Unordnung flattern und legten sich, ohne auf dem Wege mit irgend Jemand



Kaiserlich chinesisches Postbote.

ein Wort zu wechseln, in den Palaß des Herrschers, dem sie ähnlich wie die Boten der alten Pharaonen, ihre Botschaft kundtun ausrichteten. War dagegen ein Sieg zu melden, so trug der Bot das Haar mit rothen Bändern geknotet, die Lenden umkleidet mit weißen Linnen, in der Linken einen Schild, in der Rechten einen Degen, den er zum Zeichen des Triumphes in der Luft schwenkte.

Auf denselben Grundfäden war auch in China, als Marco Polo im 13. Jahrhundert das Reich des Kublai Khan besuchte, die Nachrichtenpost organisiert, und auch dort brachten Postkäufer dem großen Khan in 24 Stunden frischgepresste Früchte von Orten, die von seinem jeweiligen Wohnsitz 10 Tagereisen entfernt waren. Hier hat sich der Beförderungsdienst zu Fuß bis in die neueste Zeit erhalten, sodaß im ganzen weiten chinesischen Reich noch gegenwärtig der gesammte Verkehr der Staatspost sowie der Privat-Postanstalten durch Fußboten erledigt wird. Auf unserer Abbildung sehen wir den kaiserlich chinesischen Fußboten, wie er, Laterne und Schirm in beiden Händen haltend, seine Botschaften in einem Bündel trägt, das mit einem um Brust und Schultern geschlungenen Tuch festgehalten wird. Eine am Bündel befestigte Schelle beweist, daß wir es mit einem amtlichen Briefträger zu thun haben, der durch dieses Abzeichen seiner Würde zugleich sein Herannahen verkündigt.

* Quipu, indianische Knotenbriefe.

Diese Boten führen den vielversprechenden Namen Ch'ien fu „starke Männer“ oder Ch'ien li ma „Tausend-Li-Pferd“; leider fehlen uns genauere Angaben darüber, in welcher Zeit und in welchen Abständen der Träger des stolzen Namens seine tausend Li, das wären ungefähr 500 Kilometer, zurücklegt. Nach den interessanten Aufzeichnungen eines englischen Konsularbeamten in China, Mr. Giles, rekrutieren sich diese Fußboten in der That nur aus den stärksten und gesundesten Männern, die selbst mit einem Paß von 80 bis 90 (engl.) Pfund Gewicht ihren Weg stets im Trott zurücklegen, unbekümmert um Hitze und Kälte, bei Tag und bei Nacht. Namentlich die Dienstleistung zur Nachtzeit wird als etwas Außergewöhnliches angesehen, weil die Leute aus den unteren chinesischen Volksklassen eine abergläubische Furcht vor Gespenstern haben. Daraufhin wird ebenfalls der „starke Mann“ noch ganz besonders geprüft, ehe man ihm ein Postpaket anvertraut, weil man sonst überzeugt sein könnte, daß er nächtlicher

fahren heutigen Tages die Australnegter, die in Queensland den Fußbotendienst besorgen.

Aber wir brauchen nicht Europa zu verlassen, um derartige Originale von Briefträgern zu sehen. Auch die französische Regierung hat in gewissen Gegenden ihre Landbriefträger mit allerlei Rüstzeug zum Kampf gegen die Naturhindernisse ausgestattet.

Besonders originell ist die in unserer Abbildung wieder-gegebene Ausrüstung mit Stelzen. Im Departement des Landes und im südlichen Theile der Gironde bedienen sich die Landbewohner, um in dem sandigen, oftmals mit hohem Heidekraut bewachsenen Boden rascher fortzukommen zu können, höher an den Beinen festgemachter Stelzen und, zur nöthigen Unterstützung des Gleichgewichts, langer Gehstöcke. Um die Landbriefträger auch in Bezug auf Schnelligkeit nicht hinter den landesüblichen Ansprüchen zurückstehen zu lassen, hat die französische



Französische Stelzenpost.



Negerpost an der Loangoküste.

Weile bei dem geringsten Geräusche oder einer sonstigen ungewöhnlichen Erscheinung sofort den Postfach abwerfen würde, um den Weibern der Finsterniß desto schneller entkommen zu können. Um den Körper ausdauernder zu erhalten, nehmen diese Leute fast nie eine volle Mahlzeit zu sich, sondern essen sich nur, wie der Chinese sagt, zu sechs bis sieben Zehnteln voll, so oft sie Hunger verspüren.

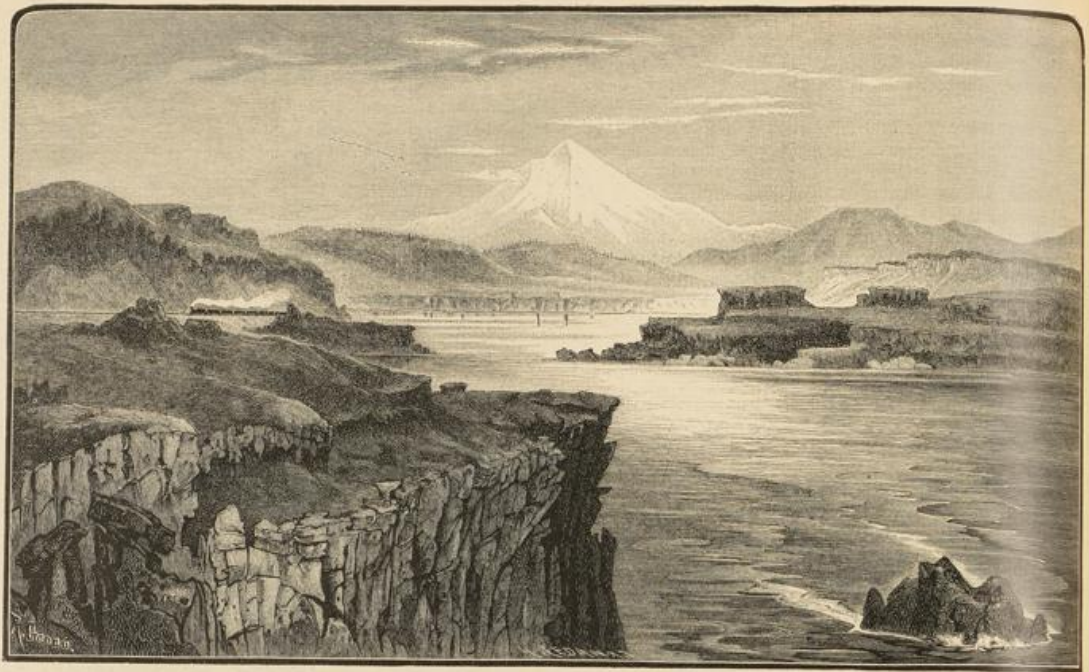
Auch der indische Postbote, dem man den Ehrentitel hurkara (Postreiter) beigelegt, trägt wie der starke Mann in China Ohrläppchen und Schellen, die hier allerdings den ersten Zweck verfolgen, die zahlreichen Giftschlangen und Raubthiere zu verschrecken, welche besonders nach Eintritt der Dämmerung die Wege unsicher machen. In manchen Gegenden Indiens hat man sogar den Fußboten, der über Ströme ohne Brücken setzen muß, in ein Amphibium umgewandelt und ihm eine Ausrüstung gegeben, die in einem Paar Schwimmhosen, einem Kopfbund und einem um die Hüften geschlungenen Netz besteht, in welchem eine Anzahl flaschenförmige Schwimmblasen stecken.

Nach alledem, was wir bis jetzt berichtet, wird es uns nicht verwundern, daß auch in Afrika die Post mit dem primitiven Bekehrsmittel der menschlichen Beine rechnen muß. Die Art und Weise, in welcher der schwarze Postbote von der Loangoküste die Korrespondenz befördert, ist weder neu noch rein afrikanisch. Namentlich trugen in früheren Jahrhunderten japanische Boten die ihnen anvertrauten Briefe an einem Stäbchen, und ebenso ver-

Postverwaltung dieses Gehwerkzeug unter die vorchriftsmäßigen Beförderungsmittel aufgenommen. Nähnlich sind die Landbriefträger in der von Sümpfen und Wassergräben durchzogenen Vendée mit langen Stangen versehen, welche im Sprung über die unweg-samen Stellen hinweghelfen sollen. Im Jura bedienen sich die Landbriefträger langer, flacher Schneeschuhe, welche den Marsch auf verschneiten Wegen erleichtern. —

In der Zeit des großartigsten Aufschwungs des Postverkehrs, in dem letzten Jahrzehnt, das vor kurzem seit der Gründung des Weltpostvereins verlossen ist, hat man überall in Europa den hohen Nutzen der Fußbotendienste wieder anerkannt, und in allen Staaten ist jetzt die Post zu Fuß als Bindeglied zwischen den Postanstalten und den einzelnen Ortlichkeiten, die keine Postanstalten besitzen, eingeführt. Die preussische Postverwaltung war die erste, die im Jahre 1824 reformirend auf diesem Gebiete vorging und versuchsweise eine „Land-Fußboten-Post“ in der Umgegend von Frankfurt an der Oder ins Leben rief.

Wir würden den Leser nur ermüden, wollten wir mit Zahlen beweisen, wie groß die Arbeitsleistung der bescheidenen Post zu Fuß im Laufe der letzten Jahre auf allen Punkten der civilisirten Erde geworden. Auch ohne die stattlichen Zifferreihen wird er schon aus dieser kurzen Skizze, in der wir dem „Buche von der Weltpost“ im Wesentlichen gefolgt sind, ihre Bedeutung erkannt und auch hierin gelernt haben, wie mit scheinbar geringfügigen Kräften die Menschheit Großes zu vollbringen vermag. St. 3.



Mount Hood und die Pässe des Columbia.

Zehntausend Meilen durch den Großen Westen der Vereinigten Staaten.*

Von Ado Brachvogel. Mit Illustrationen von Rudolf Cronau.

VII.

Der Columbia und seine Mündung. — Zur Geschichte des Pacificischen Nordwestens. — Den Columbia stromaufwärts durch das Küstengebirge. — Das Kastadengebirge und der Columbiadurchbruch. — Die „Kastaden“ und die „Pässe“. — Africa am Stillen Ocean.

Wir haben schon einmal an den Wassern des Columbia, des königlichsten der Pacificischen Ströme Amerikas gestanden. Beim westlichen Austritt aus dem Wunderlande des Yellowstone (vergl. Nummer 36 des Jahrgangs 1883) war es, dort, wo wir im Herzen der Felsengebirge mit einem und demselben Blick nach den Quellwassern des Snake River und denen des Missouri hinschauen und in ihnen durch die beiden größten Stromsysteme des Stiller und des Atlantischen Oceans diesen Oceanen selbst unsere Grüße entsenden konnten. Jetzt sehen wir den Strom da wieder, wo er, ein Riese seines Geschlechts, in das Stille Weltmeer fällt. Auf einem der prächtigen Dampfer der „Oregon Eisenbahn- und Schiffsahrts-Gesellschaft“ von San Francisco kommend, haben wir nach zweitägiger Seefahrt seine Mündung in der Breite eines kleinen Meerbusens vor uns, dessen felsige Propyläen — Kap Hancock im Norden, Tillamook Head im Süden — nahezu drei Meilen von einander abstehen. Quer davor legt sich die Barre des Columbia, welche in der blendenden Schaumkrönung ihrer Brandung dem Auge des Laien ebenso malerisch erscheint, wie sie dem des Seemanns mißfällig und gefährdend ist. Nur mit größter Vorsicht vermögen Vollschiffe die von den ewig wechselnden Sandbänken der Tiefe bestrittene Einfahrt zu bewerkstelligen. Dahinter freilich breitet sich wieder — und nicht nur hier, sondern volle 100 Meilen den mächtigen Strom aufwärts — bestes Fahrwasser aus. Gleichzeitig entfaltet sich, je weiter die Einfahrt gedehnt, zu beiden Seiten ein Wasser- und Land-Panorama, welches uns um so stattlicher und um so gastlicher zugleich empfängt, als es der unwirthliche Ocean ist, von dem wir kommen.

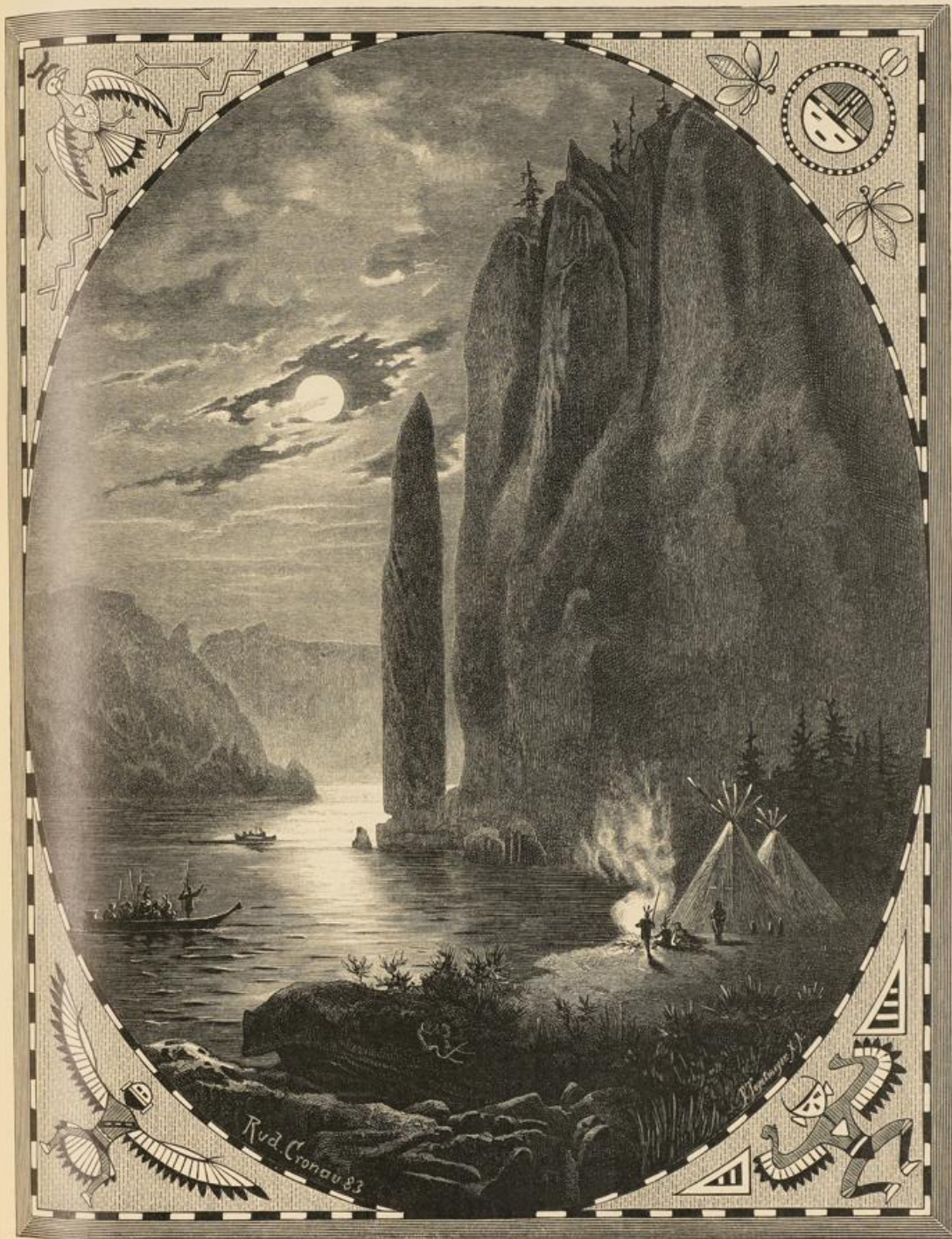
Unvermittelt den Klüften entsteigende Berge ragen im Vorbergrunde empor; hinter ihnen und dem übrigen unmittelbaren Ufergehänge und Ufergefelle thürmt sich höheres Gebirge auf: die breite Kette des Pacificischen Küstengebirges, und über ihre

mächtigen Rücken und Kämme grüßt von Süden her, die Nierenform eines Mexicanischen Sattels tragend, der 5000 Fuß hohe Saddle Mountain. Alle diese Hügel, Berge, Abhänge und Lehnen sind mit endlosen dichten Waldungen bedeckt, die bis zu den Wassern des Stromes hinunterreichen. Selbst die häufigen Waldbrände, welche weite Strecken dieser Forsten gelichtet und in dünnem Leben mit gespenstisch aufragenden nackten und verkohlten Stämmen verwandelt haben, thun dem üppigen Bilde nur vorübergehend Abbruch.

Es war im Jahre 1792, daß diese majestätische Strommündung durch den uns Kap Horn herumgelegenen Johann Schiffsapitän Robert Gray entdeckt und das von den Indianern „Oregon“ genannte herrliche Gewässer nach ihm zuerst „Gray's River“ getauft wurde. Aber da das „Columbia Rediviva“ geführte Schiff, welches diesen Entdecker so wacker hierher getragen, durch seine Dauerhaftigkeit kaum weniger Antheil als sein Kommandant an dem großen Flußhunde hatte, so legte man dem Strom nach dem Hindererschiff auch noch den Namen „Columbia“ bei. Und da dieser Name unwillkürlich an den ruhmreichen Entdecker des ganzen Continents erinnert, so hat er billiger Weise den ersteren überdauert.

Dreizehn Jahre später, 1805, kamen Lewis und Clark auf ihrem unsterblichen Erforschungszug vom Osten her über die Felsengebirge des heutigen Montana. Sie krönten ihre Entdeckung der Missouri-Quellen mit der weiteren Auffindung der Columbia-Quellflüsse, des südlichen Snake River sowohl wie des nördlichen eigentlichen Columbia, verfolgten auch dieselben bis zu ihrem Zusammenfluß zum großen Hauptstrom und diesen selbst bis zum Ocean. Seitdem kennt die Welt den Columbia und sein Stromgebiet. Befriedet von ihm Besitz zu ergreifen, begann sie dann — abgesehen von der kurzlebigen Handelsfactorci-Gründung Astorias durch die heroischen Sendboten des New-Yorker Pelzhandelsfürsten Johann Jakob Astor im Jahre 1812 — mit

* Unter Meilen sind in diesen Artikeln stets englische Meilen verstanden, von denen $\frac{4}{10}$ auf die deutsche Meile gehen.



Kap Horn am Columbia.
Originalzeichnung von Rudolf Cronau.

umgebung.

die Mien-
Tuis hoh
ind Lelmen
zu der
igen Wald
d in dem
Stämmen
übergehend

ie Streu-
Boskauer
Indianer
ny's River
gehörten
angen, doch
handen an
rome nach

Und da
des ganzen
überdauert.
Clark auf
die Hellen-
bedung der
Columbis-
ndelischen
zu ihrem
it bis zum
in Streu-
egann für
Gründung
vater Pelp-
2 — mit

den Pionier-Niederlassungen der Zwanziger Jahre im Willamette-Thal. Aber erst die das Pacifische Küstenland seiner Weltverschollenheit entreißenden Californischen Goldentdeckungen zogen auch das Columbiagebiet derartig in den Kreis der allgemeinen Beachtung, daß die Unionsregierung es im Jahre 1849 als eignes Territorium unter dem Namen „Oregon“ konstituieren konnte. Auf 308 000 englischen Quadratmeilen 13 000 Bewohner zählend, umfaßte dies damalige Oregon den ganzen heutigen „Pacifischen Nordwesten“: Oregon, Washington-Territorium, Idaho, Nord-Nevada und West-Montana. Doch schon zehn Jahre später, im Frühjahr 1859, konnte unter dem Zustrom einer allmählich wachsenden, regelmäßigen Einwanderung das gegenwärtige Oregon allein in einer Größe von 95 000 englischen Quadratmeilen und mit einer Bevölkerung von 52 000 Seelen als selbstständiger Staat in die Union aufgenommen werden. Seitdem waren nach den Ausweisen des letzten Bundes-Census (1880) jene 52 000 Bewohner Oregons allein auf 175 000 angewachsen, und in den letzten Jahren dürfte die Bevölkerung des „Neuen Pacifischen Nordwestens“ bereits die erste halbe Million erreicht haben.

Und doch steht dieses Land erst an der Schwelle seiner wahren Zukunft. Mit dem günstigsten Klima der gemäßigten Zone ausgerüstet, mit vielen Tausenden von Quadratmeilen des fruchtbarsten Ackerlandes, mit endlosen Weidelandereien und mit so ausgedehnten Wäldungen geeignet, daß man es füglich die Holzammer ganz Nordamerikas nennen kann, lag dieses Gebiet bis vor Kurzem so gut wie außerhalb alles eigentlichen Verkehrs da. Erst durch die neulich vollendete Nord-Pacifischebahn, die sich in einer Länge von mehr als 2000 Meilen von den kanadischen Seen bis zum Stillen Ocean erstreckt, und durch eine Reihe anderer großartiger Verkehrserschöpfungen Henry Willard's ist Oregon thatsächlich erschlossen worden und bildet nunmehr ein lebendiges Glied im Handel und Wandel der Vereinigten Staaten.

Doch zurück zum Columbia, der schönsten und größten unter den drei großen Stromschönheiten, welche die Vereinigten Staaten in ihm, dem oberen Mississippi und dem Hudson besitzen! Drei verschiedene Hochgebirge bilden die schmuckreiche Einfassung seiner Ufer: das Felsengebirge, in dem seine beiden großen Quellströme entspringen, die Kaskadenkette, welche er gleich unterhalb der Vereinigung jener quer durchreißt, und der Pacifische Küstengebirge, welchen er ebenfalls zu durchbrechen hat, ehe er sich in der Mitte desselben in den Ocean ergießen darf. Von hier aus geht unsere Fahrt, wie wir sie an der Mündung begonnen, weiter stromaufwärts. Auf etwa dreißig Meilen giebt die Wildniß dieses Küstengebirges mit ihren von dunklen Tannengrün gekrönten Uferabhängen unfer Bergfahrt das Gesicht. Zahlreiche Inseln, in üppigstem Laubwaldkleide prangend und den Strom in dreite Arme theilend, gesellen sich dazu, dem majestätischen Gewässer das Ansehen eines sich bei jeder Dampferbiegung erneuernden Bergsees oder auch das eines geschlossenen Meerfjords zu geben. Für Beides ist hier inmitten des Küstengebirges die Natur vielgestaltig und großartig genug. Die Werke menschlicher Thätigkeit längs der Ufer entsprechen dagegen der Romantik der sie umgebenden Natur vor der Hand noch durchaus nicht. Das junge aufstrebende Astoria dicht oberhalb der Mündung erinnert uns nur durch seinen alten historischen Namen und seine Lage an die kleine merkantile Epopöe, die sich hier vor siebenzig Jahren abgepielt hat. So neu, so frisch aufgeschossen ist Alles. Selbst den alten Blockhäusern, die wir auf der Weiterfahrt da und dort aus dem Ufergrün hervortreten sehen, wollen wir es nicht recht glauben, daß sie noch von den Trappern und Falkenstellern früherer Tage herrühren. Und vollends ist es Alles in der Welt, nur kein poetischer Nimbus, was die zahlreichen auf der ganzen Strecke dicht an den Fluß heran oder gar in ihn hineingebauten „Salmon Canneries“* umschwebt, in denen der weltberühmte Columbia-Lachs zum Versand hergerichtet wird.

Nach drei- bis vierstündiger Stromaufahrt beginnt das Küstengebirge niedriger zu werden. Die Berg- und Felsenufer des Flusses fallen zu Hügeln und mäßigen Geländen ab. Selbst diese treten immer weiter zurück, und vor uns liegt die vom wichtigsten südlichen Columbia-Nebenflusse durchflossene Tiefebene von West-Oregon.

* Vergl. in Nr. 49 des Jahrgangs 1882 die Artikel über den Lachsfang im Columbia von Theodor Kirchhoff.

Doch die Fahrt durch diese Ebene dauert nicht lange, bald haben wir ein neues, noch mächtigeres und noch ganz anderes geartetes Gebirge vor uns. Es ist die bis in das arktische Amerika hinauf reichende Fortsetzung der stolzen Sierra Nevada Californiens: die Bergmauer der Kaskadenkette. Nichtweniger zieht sich ihr bis zu 3000 und 6000 Fuß ansteigender Saum dahin. Hier und dort aber thronen über den waldigen Höhen die ewig schneegepanzerten Riesengipfel jener erloschenen Vulkanberge, welche die bis zum Zauberküsten schöne Eigenthümlichkeit dieses Gebirges bilden. Nicht weniger als drei dieser wunderbaren, mit der Schärfe leuchtender Eispyramiden in den Aether hineinreichenden Berggiganten erblickt man schon von der Mündung des Willamette: den Mount Adams, den Mount St. Helens und die 11 500 Fuß hohe Landmarke Nord-Oregons, den Mount Hood. Im Ganzen aber sind es wohl ein Viertelhundert dieser einstigen Feuerfeier, heutigen Eisregel, welche, vom montblanchen Schaita in Californien bis zu dem noch höheren halb fabelhaften Elisevulkan in Alaska, wie eine unvergleichliche Reihe weit in die Länge leuchtender Bergjunceln an der Gebirgsschnur dieser Kaskadenkette aufgezogen sind.

Durch dieses Gebirge und seine Granit- und Basaltgestänge hat sich in der ganzen etwas über 80 Meilen betragenden Breite des Flusses der Columbia quer durchzuwaschen gehabt. Und so ungemüht fließt der zusammengeengte Strom aus der oberen Columbia-Hochebene nach seiner Pacifischen Einmündung zwischen den zerklüfteten Berg- und Felsenvänden hinunter, daß er das hohe Gefälle nur mit der Hilfe von zwei mächtigen, kataklysmatischen Stromschnellen bewältigt. Das sind die „Kaskaden des Columbia“, welche, die Schiffsahrt auf mehrere Meilen hin unterbrechend, dem Fluß in den beiden Stellen, an denen sie sich quer über sein Bett finden, das Ansehen einer tobenden Meeresbrandung geben. Eie zu jedoch auf unserer Stromaufahrt die Kaskaden erreichen, haben wir jene erhabenste und malerischste Strecke der ganzen Columbia-Schlucht zu passieren, welche wohl dazu angethan wäre, das unferm Fluß beigelegten Namen eines „Pacifischen Rhein“ zu rechtfertigen, ließen sich Rhein wie Columbia in ihrer Sonderheit überhaupt mit irgend Etwas vergleichen. Am Eingang dieses grandiosen Engpasses, mitten im Strom selbst, hält der „Napoleon Rod“ mit seinem kirchthurmhoch emporgestreckten steinernen Hahnenhals Wacht, während am südlichen Ufer die „Säulen des Herkules“ zwar keiner Meer-Handelsstraße Raum geben, wohl aber das den Fluß entlang führende Schienengeleise der „Oregon Dampfer und Eisenbahn-Gesellschaft“ zwischen sich durchlassen. Weiterhin grüßt vom Nordufer die Loreley des Columbia in die grünen Fluthen hernieder: das „Kap Horn“ mit 200 Fuß hohe, glatter, unmittelbar dem Wasser emporsteigender und von ihm zu allerlei Nadeln, Zaden- und Säulenwerk phantastisch ausgewachsener Steinmauer, welche sich landeinwärts in einer ganzen Reihe von zwei-, drei- und viermal so hohen Felsen-Terrassen fortsetzt. Noch weiterhin, auf der nördlichen Flußseite, erhebt sich ringsum freistehend, der 900 Fuß hohe Basalt-Klotz des „Castle Rock“, des „Schloß-Felsens“, der auf seinem abgeplatteten Scheitel einen vier Ader großen Haun von stolzen Douglas-Tannen, den Königinnen des Oregonischen Waldes, trägt. Auf dem andern Ufer aber erbliden wir auf dieser Strecke die berühmten Basalt-Schichtungen des Columbia. Wir haben das Fetz der Gebirges erreicht. Ueber die hohen Uferanten dem Hauptstrom zufließend, bilden zahlreiche kleine Nebenflüsse jene silbernen Staubbad-Kaskaden, von denen man nicht weiß, ob sie, ehe die doch nur mit halbem Necht die Bezeichnung „Kaskaden“ tragenden Columbia-Stromschnellen es sind, die dem Kaskadengebirge seinen Namen gegeben haben. Die schönsten unter diesen Wasserfällen sind das 800 Fuß tief fallende Schleiervand des Oneonta und der einen zweifachen Sturz bildende Multnomahfall. Etwas weiter stromaufwärts treten die berühmten „Palisades des Columbia“, 2000 Fuß mächtige Basaltlagerungen, hervor und bilden schichtweis erstarrte Gluthoellen eines vulkanischen Chaos, welche noch heute ein bereites Zeugniß für die Titanenkämpfe ablegen, die einst hier gewüthet.

Doch nicht nur das Feuer, auch das Wasser hat hier zu kämpfen gehabt, hat selbst heute seiner Herrschaft nicht in Frieden froh werden dürfen. In den „Kaskaden“ und mehr noch in den 40 Meilen weiter stromaufwärts gelegenen „Dalles“ herrscht der Strom auch von den Wasserkämpfen, mit denen er

durch diese urweltlichen Felsgemäuer den Weg zu Thal erzwungen, in geradezu verblüffender Sprache. Während er jedoch die wasserfallartigen Stromschnellen der „Kaskaden“ mit einer großen Anzahl von Gebirgsflüssen gemein hat, sind die „Dalles“ kein eigenes Eigenthum: eine Stromlauf-Epifode, wie sie sich, so weit bekannt, an keiner zweiten Stelle der Erde wiederholt. Der Name ist französisch. Er rührt von kanadischen vor Zeiten bereits bis hierher gedrunghenen Trappern her und bedeutet wörtlich: „Kinnstein“ oder „Ausguss“. Was er aber wirklich bedeutet, ist nichts Geringeres, als die Thatfache: daß der hier plötzlich durch die grimmigste Stromenge gejaagte Fluß sich innerhalb derselben regelrecht auf die Kante stellt! Das Wasser des Stromes verbreitert sich vor den „Dalles“ auf das Drei- und Vierfache zu einem weiten secartigen Becken, welches von nachtem Lava- und Basaltgeklipp wie von einer zackig gerandeten Schale eingefast ist. Nur an jener Stelle, wo der Fluß weiter zu

Basaltformen, bald als cyklopische Mauern, bald als zerriffenes Klippengead, bald als nachtschwarz-überhängende Vorgebirge den Fluß umfassen, der, zum echten Wüstenstrom geworden, sich nur noch durch unendliche Sandablagerungen dahinwindet. Unwillkürlich ruft man aus, ob man plötzlich an den Nil veretzt sei, fragt man sich: „Wie kommt diese Sahara, eine so leibhaftige Wüste, daß man die Eisenbahn gegen ihre Samums, Sandwehen und Sandtriebe in ähnlicher Weise durch hölzerne Vorrichtungen schützen muß, wie auf den Hochplateaux der Felsengebirge gegen den Schnee — wie kommt dieses Stück unverfälschten Africas mitten in das gelegnete Gebiet des neuen Pacifischen Nordwestens hinein?“

Der Geologe beantwortet uns die Frage einfach genug. Er erklärt uns, daß dieser breite, von tausendfachen Basalt- und Lavazaden, Graten, Klippen und Mauern durchbrochene und durchzogene Sandgürtel einst ein einziger mächtiger Wasserlauf war, der, quer durch das Kaskadengebirge brechend, dem großen östlich



Blockhaus im Walde.

stromen hat, öffnet sich in dieser formidablen Einfassung ein kaum flächenreicher, dafür aber um so tiefer in der Erde hinunter fließender Spalt. Und durch diesen Felsriß hat sich jetzt die ganze zuvor aufgestaute Wassermasse, — plötzlich so tief, wie sie vorher breit war, und kaum so breit, wie sie vorher tief gewesen: also nachträglich „auf die Kante gestellt!“ hindurch zu zwängen, zu schieben, zu stoßen, bis sie unterhalb dieser „Kinnstein“-Schlucht wieder in gewöhnlichem Flußbett von normaler Breite- und Tiefenverhältnissen weiter thalwärts strömen kann.

Die „Dalles“ und die nach ihnen getaufte Stadt Dalles-City liegen bereits östlich vom Kaskadengebirge. Hier beginnt auch jenes wunderbare Sand-, Lava- und Basaltgebiet, das uns nun statt des üppig grünen Berg- und Waldlandes aufnimmt, welches bislang von der Mündung des Stromes an bis über die höchste Klammerhebung des von ihm durchbrochenen Kaskadengebietes unser Geleit gewesen. Der Baumwuchs und bald das Pflanzenwachsthum überhaupt verschwindet mehr und mehr, bis schließlich in ungemildeter Nacktheit und Wildheit die grotesksten

von ihnen bis nach dem Felsengebirge hinreichenden Süßwasser-Binnensee den Abfluß nach dem Ocean vermittelte. Der ehemalige Wasserboden dieses Abflusses aber liegt noch heute auf die Weite von Meilen zu beiden Seiten des Flusses als nackte Sand- und Lavawildniß da, welche den Wäler entzünden mag, aber dem nach lebendigem Aushand ebenso wenig Erbauliches bietet, wie die endlosen Sandwehen und Sandflüge, aus denen die ägyptische Sphinx ihr materisch-mythisches Haupt erhebt. Der brave Praktikus wird erst dort wieder anfangen, sich behaglich zu fühlen, wo sich die einstigen Uferhügel dieses zur Wüstenheit eingetrockneten Wassergürtels und seiner Nebengürtel erheben. Denn über ihren terrassenförmigen Ansteigungen beginnen jene weiten Plateaux von Ost-Oregon und Ost-Washington, in deren von zermürbtem Lavaschutt gedüngtem Boden jene Ernten gedeihen, welche sich selbst mit der erstaunlichsten Produktion der Humusäder von Kansas, Nebraska und Dakota zu messen vermögen und der Marke „Oregon- und Washington-Weizen“ schon jetzt einen dominirenden Klang auf dem Getreide-Weltmarkt erobert haben.

Blätter und Blüten.

Die Eröffnung des ersten deutschen Reichswaisenhauses in Lahr.
Auf dem Felde der werththätigen Menschenliebe ist eine neue Frucht erwachsen und am zweiten Pfingstfeiertage eingeeignet worden: das erste deutsche Reichswaisenhaus, über dessen Gründungsgeschichte die „Gartenlaube“ 1883 in Nr. 27 berichtet hat. Aus dem Erlöse von Cigarrenspitzen, Flaschen-etiquen, Patronenhüllen etc., aus der Sammlung von Feinmünzen, die im ganzen Deutschen Reich und über dessen Grenzen hinaus von fleißigen Händen veranstaltet wurde, ist der schöne und stolze Bau errichtet, der

von der Lehne des herrlichen Alwaterberges herab den Wanderer grüßt. Aus allen Gauen Deutschlands waren daher auch die Repräsentanten der Verbände und Vereine, welche für die Gründung eines Reichswaisenhauses in Lahr „sochten“ und noch „sechten“, herbeigeeilt, um mit von Freude, Genugthuung und Dank erfülltem Herzen dem Weiße-Älter der Eröffnung des Hauses beizuwohnen.

Die Feier verlief programmäßig in würdiger Weise und dürfte einen neuen mächtigen Impuls gegeben haben, in dem Sammeleifer für

das Werk nicht zu erkalten, bis der Fonds eine Höhe erreicht hat, daß aus den Zinsen dauernd die erforderlichen jährlichen Ausgaben für die Anstalt bestritten werden können.

Was das in einem prächtigen Park liegende Haus selbst anbetrifft, so kann man sich eine annähernde und dabei gesündere Lage nicht denken. Eine auf 30 Fuß hoher Quadermauer ruhende Terrasse mit Blumenbeeten, Springbrunnen und schattigen Kastanienbäumen zieht sich zu beiden Seiten der Vorderfront hin und verleiht der Anstalt den Eindruck eines vornehmen Herrenhauses. Von jener Terrasse aus hat man einen wahrhaft bezaubernden Ausblick auf das zu Füßen liegende Schutterthal und die Stadt Vahr, auf die mit Laub- und Nadelwald bestandenen Schwarzwaldberge und im Hintergrunde auf die bläulich schimmernden Vögelin.

Die innere Einrichtung des Hauses ist praktisch und komfortabel. Links vom Eingange im Hochparterre befindet sich die Wohnung der Familie des Hausvaters, rechts zwei Speise- resp. Arbeitsküche für die Jünglinge. An diese hohen, hellen und geräumigen Zimmer schließt sich nach der hinteren Seite zu die Küche. Der Hausflur ist mit bunten Steinplatten gepflastert. Auf einer breiten, mit eisernen Geländer versehenen Treppe — das ganze Haus ist massiv aus Sandstein gebaut — gelangt man zu den im ersten Stock befindlichen Gemächern. An beiden Enden des Korridors nach vorn heraus liegt je ein Schlaflaal für fünf- undzwanzig Knaben; an jeden der beiden schließt sich ein Aufschlitzzimmer, von dem aus man durch ein Fenster den Schlaflaal überblicken und somit die Kinder jederzeit überwachen kann. In der Mitte ist noch ein Gemach, das zu einem Krankenzimmer bestimmt ist. Auf der entgegengelegten Seite, nach hinten heraus, befindet sich das gemeinschaftliche Badzimmer mit Wasserleitung und Ausguss. Oben ist die Einrichtung des zweiten Stockes, nur mit der Ausnahme, daß der Raum, welcher im ersten Stockwerk zum Badzimmer dient, hier zu einem Krankenzimmer bestimmt ist. Hinter dem Gebäude ist ein sauber gepflasterter Hof mit Stallungen, Kutschen, Scheune, Hundeboden etc. Am Fuße der Terrasse zieht sich ein Gemüsegarten mit Weinböden und vielen Obstbäumen sowie Spalieranlagen hin. Rechts von ihr ist ein hübscher kleiner Blumengarten mit einem niedlichen Treibhause. Das ganze Grundstück, das im Jahr 1883 für den billigen Preis von 40000 Mark von einem Herrn Falkenstein in Bremen gekauft worden, hat ein Terrain von 13 Morgen. Besser und schöner als hier dürften Wästen nirgends im ganzen lieben deutschen Reiches wohnen. Vorkünftig soll der Anfang mit 40 Jünglingen gemacht und die Zahl allmählich nach Maßgabe der Mittel auf 100 gebracht werden. Gott gebe zu diesem Werke edelster und reinsten Menschliche seinen Segen!

Victor Hugo 7. Seit dem ersten Juni nimmt der gefeierte französische Dichter unseres Jahrhunderts seinen Ehrenplatz in der Krypta der bisherigen Kirche St. Genevieve ein, welche fortan wieder, dem Wortlaute ihrer Inschrift gemäß, als Pantheon: „Aux grands hommes la patrie reconnaissante“ — (Seinen großen Männern das dankbare Vaterland) — gelten soll. Es ist eine unsichere Ruhestätte. Schon einmal haben weltliche und geistliche Reaktionen sie wieder geräumt, selbst Voltaire's und Rousseau's Gräber sind leer. Victor Hugo's Sarg beginnt eine neue Reihe in Frankreichs so wandelbarem Ehrenempel.

Victor Hugo ist ein Glückskind des Ruhmes. Reich an ungewöhnlicher Begabung des Geistes und Herzens, genoss er auch die Bevorzugung, durch Geburt, Erziehung und äußere Schicksalsfügung in seiner Enkeltugend gehoben und getragen zu werden. Den Einfluß der Mutter auf die Eultivierung des Dichtertalents kennen wir aus unserer eigenen Litteratur; Victor Hugo's Mutter, eine echte Vendécierin, wird als eine durch seltene Gaben ausgezeichnete Frau gerühmt. Während sie mit allem Eifer der Ausbildung ihres Lieblings lebte, wurde sein Vater, ein General Napoleons I., in die Lage versetzt, für einen reichen Wechsel äußerer Eindrücke zu sorgen. Von Besancon (wo bekanntlich Victor Hugo am 26. Februar 1802 geboren war) kam die Familie nach Elba, drei Jahre später nach Paris und von da wieder nach Italien, und zwar in höchst romantische Verhältnisse, denn General Hugo hatte in Kalabrien die Aufgabe, dem Verbrechertreiben des Räuberhauptmanns Fra Diavolo ein Ende zu machen. Nach abermaligem Aufenthalt in Paris, wo ein von Napoleon verfolgter, von Victor's Vater jedoch heimlich geschützter (später doch noch hingerichteter) General Lahorie ihn ein trefflicher Lehrer gewesen, folgte er 1811 dem Vater nach Madrid, um dort Jüngling eines adligen Instituts zu werden, wurde aber schon im folgenden Jahre von seiner Mutter nach Paris zurückgebracht, wo nach abermals drei Jahren der Laufbahn des jungen Victor für immer ihre Richtung angewiesen ward. Vom Vater für den Soldatenstand bestimmt, hatte der junge Victor sich in der Stille der Poesie ergeben, und da er in seinem fünfzehnten Jahre nahe daran war, bei einem von der Akademie ausgeschriebenen Konkurs den Preis zu erhalten, so erhielt er die Erlaubnis, statt zum Schwerte zur Feder zu greifen.

Welche Fälle der verschiedenartigsten Anschauungen und Lebensbilder war dem jungen Poeten auf seiner kurzen bisherigen Laufbahn entgegen gekommen! Sicherlich überwoog sie den Schatz seines positiven Willens, aber dem Vortriebe kam sie zu Statten. Aus seinen ersten „Oden und Balladen“ fühlt man es heraus, daß zugleich väterlicher und mütterlicher Einfluß in ihm thätig war: der Mutter verdanken seine Dichtungen die reizvolle Mannichkeit und Wärme, während des ordnungstreuen Vaters Beispiel sicherlich den Sohn zu dem Eifer anspornte, nach möglichster Vollendung der Form zu ringen, in der er den Franzosen ein Meister und Mutter ist. — Nachdem wir dieses Lob ausgesprochen, dürfen wir unseren demaligen Lesern nicht Das vorenthalten, was wir den ältesten im Jahre 1856 mittheilten, also zu der Zeit, wo Victor Hugo in seinem

vierundfünfzigsten Jahre stand, die Höhe seines Wirkens und Ruhms erreicht hatte und wo das Urtheil über seinen Werth schon feststand.

Schon damals besaßen wir es, daß man in Frankreich sich nicht damit begnügt hatte, die frühesten Kräfte des jungen Poeten, die Selbstständigkeit seines Geistes, die Reife seiner Gedanken, die Tiefe der Leidenschaft und die Bewältigung der Form freudig zu bewundern, sondern daß das überreizte Paris den jungen Dichter zu seinem Höhen nach, denn von diesem Augenblicke an „war es“, wie wir 1856, S. 22 ausgesprochen, „um dessen Unbegrenztheit, um dessen poetische Unsterblichkeit zu sprechen. Die durch den ununterbrochenen Wechsel von Katastrophen abgestumpfte, ermüdete Pariser Gesellschaft forderte Ungehöriges, Gräuliches, um auf sich wirken, sich bewegen zu lassen, und Victor Hugo begann die Fehler, das Verbrechen an seiner außerordentlichen Begabung, einer Forderung nachzukommen. Er konnte ein großer Dichter sein für alle Zeit, wie er es in seinen lyrischen Schöpfungen unbestreitbar darthat, und machte sich zum Poeten des Tages, er übertrug den Namen des literarischen Marktes, um Gold und Kränze aus ungeweihten Händen zu empfangen!“

In diesem Urtheil ändert sich nichts, trotzdem der Dichter seiner noch nahezu dreißig Jahre weiter gearbeitet und zu seinen früheren großen Werken: „Hernani“ und „Hun Blas“, „Lucretia Borgia“, „Der Götter von Notre-Dame“, „Der König belustigt sich“ noch sein beständiges Wort gegen die Todesstrafe: „Der letzte Tag eines Verbrechens“ und eine Reihe von Dramen und Novellen geschrieben hat. Denkwürdig ist seine Reife-Erinnerung „Der Rhein“, nach seiner Verbannung, 1852, nach rührende Pamphlet „Napoleon der Kleine“ und zahlreiche wie gleich erfolgreiche Werke wie u. A. „Die Armen und Clenden“, „Die Legende der Jahrhunderte“, sein Buch über William Shafespeare, seine großen kritischen Aufsatze über die Zeit, socialistische und pantheistische Richtung, seit 1870 „Das schreckliche Jahr“ — doch in Allen blieb der Dichter, wie er bis dahin war, wie ihn das oben angeführte Urtheil charakterisirt.

Ein exquisiteres Bild erhalten wir, wenn wir Victor Hugo, den Menschen, den Mann betrachten. Gelutmuth, Liebe und Treue, Hochherzigkeit und Marnesmut — das sind die Tugenden, die er liebte gegen seine Familie, gegen Kinder und Hilfsbedürftige, gegen Freunde, Volk und Staat. Die Art, wie er einem zum Tode Verurtheilten während des Lebens rettete, daß er mitten in der Nacht (12. Juli 1839) bis zum König vordrang, und sein Auftreten in den Decembertagen von 1851 gegen Bonaparte's Staatsverrath, das sind Thaten, die den Mann ehren. Seine Ruhm zierte die Bürgerkrone, als er als Verbannter leben mußte. So da an hat die „Gartenlaube“ ihm ihre Theilnahme zugewandt. Sie brachte 1856, S. 21 das Bild „eines Verbannten“, und das Bild des Verbannten „im Exil“ 1862, S. 485. Die elf Jahre fern von Vaterland hatten das Haar ergrauen gemacht. „Elf Jahre der Sehnsucht“, jagt Schmidt-Weisenfels, „zählen, wie Kriegsjahre, doppelt.“

Die „Gartenlaube“ eröffnete 1857, S. 532 („Die geliebte Arbeit“, eine Einbild in Victor Hugo's Familienleben; 1855, S. 815 giebt sie in seinen Honorarverhältnissen Kunde; wir erfahren, daß er für „Hun de Islander“ 300 Franken, für „Notre Dame von Paris“ 200000 Franken Honorar erhalten habe; 1866, S. 223 werden wir in seine Arbeitsweise eingeführt; 1867 folgen wir S. 408 einem Brief Robert Waldmüller's beim Dichter in Guernsey und S. 761 finden wir ihn selbst auf dem Frankfurter Domthurm. Auch nach der Zeit des großen Kriegs, der ihn auf Deutschland so böse machte, wird er 1880, S. 45 in seinem „Schöngeistigen Salon“ und S. 727 als Senator vorgeführt.

Seine oft so unverständigen Aussprüche gegen die Deutschen haben ihm Zeit arg gegen ihn verstimmt. Deute stellen wir ihn neben seinen Eindrücken großen Fall, neben Garibaldi, und versehen keinen großen Männern ihre Schwächen: der Eine eiferte im Namen der Freiheit, der Andere im Namen der Seele der Welt, Paris, gegen uns Deutsche, beide mit demselben Bombast-Apparate, jedoch Einer dem Andern keine Manifeste hätte distri haben können, — aber an beiden ehren wir, was von ihnen unvergänglich ist, und vergessen gern, was sie gegen uns verbrochen.

Nicht nach Wunsch. (Mit Illustration S. 389.) Ob sie wohl ganz ausgerottet ist in unserer „aufgeklärten Zeit“, die Reizung, welche in früheren Jahrhunderten das schöne Geschlecht — besonders in der Periode des „Hangens und Bangens in schwebender Pein“ — antrieb, sich bei alten Wahrsagerinnen den Schleier der Zukunft ein wenig lüften zu lassen? Wir möchten die Frage nicht unbedingt bejahen. Auch heute noch ist es ja solche moderne Kassandren geben, welche aus dem Kartennovald ein entsprechendes Hellschloß von Sanduhr und „Leichenhuhn“ ein einziges Geschick zu machen wissen. In den meisten Fällen wird wohl von den schlauen Alten geweissagt, was das Herz der thörichten Fragesteller sich wünscht. Der altheidischen Schönheit auf dem gelungenen Geschick von H. Koch ist es offenbar schlimmer ergangen: die Weissagungen haben sie keineswegs befriedigt. Sie waren nicht nach Wunsch.

Kleiner Briefkasten.
G. K. in W. Eine umfassende und durch ihre klare Darstellung anziehende Geschichte der Kreuzzüge, wie Sie eine solche wünschen, hat der bekannte Antiquar Otto Henne am Rhein in seinem von uns bereits in Nr. 49, Jahrg. 1884, der „Gartenlaube“ empfohl. neu Werke „Die Kreuzzüge und die Kultur ihrer Zeit“ gegeben. Die Buchhandlung hat jetzt von diesem, durch Zeichnungen von Doré und anderen Meistern aus hervorragenden Werken illustrierten Prachtwerke eine Vollausgabe in einem kleinen Preise veranstaltet, der die Anschaffung dieses Buches auch minder Bescheidenen ermöglicht.
J. S. in A. Derartige Fragen kann nur der Zeit beantwortet, der den Artikel selbst unterrichtet hat.
W. und K. in St. Das Manuscript steht zu Ihrer gef. Verfügung. Wir bitten um Angabe Ihrer genannten Adresse.

Inhalt: Endlich's Bericht. Von W. Heimburg (Fortsetzung). S. 385. — Fuppensfabrikation. Illustration S. 385. — Wahnwitz und Verbrechen. Von Dr. Böhm S. 390. — Die Welt zu Fuß. S. 393. Mit Illustration S. 393, 394 und 395. — Reizung des Weibes durch den Großen Befehl der Vereinigten Staaten. Von Dr. Böhm. Mit Illustration von Rudolf Cronau. VII. S. 396. Mit Illustration S. 396, 397 und 398. — Mütter und Mithen: Die Gründung des ersten deutschen Gleichberechtigtens in Vahr. S. 399. — Victor Hugo 7. S. 400. — Nicht nach Wunsch. S. 400. Mit Illustration S. 389. — Kleiner Briefkasten. S. 400.

Verantwortlicher Herausgeber Adolf Krüner in Stuttgart. Redacteur Dr. H. Hofmann, Verlag von Ernst Reil's Nachfolger, Druck von A. Wiede, sämmtlich in Stuttgart.